

Zeitschrift: Mitteilungsheft / Heimatkundliche Vereinigung Furttal
Herausgeber: Heimatkundliche Vereinigung Furttal
Band: 31 (2002)

Artikel: Der Otelfinger Schreiner Jacob Schlatter : Autobiografie eines bewegten und erfüllten Lebens (1853-1935)
Autor: Schlatter, Jacob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1036691>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Heimatkundliche Vereinigung Furttal

Mitteilungsheft Nr. 31

Der Otelfinger Schreiner Jacob Schlatter

Autobiografie eines bewegten und erfüllten Lebens
(1853–1935)



Buchs ZH 2002

**Titelbild: Jacob Schlatter-Meier in seiner Schreinerei Friedhofweg, Otelfingen
Aufnahme um 1905**

Herstellung: Horisberger Regensdorf AG

Der Otelfinger Schreiner Jacob Schlatter

Autobiografie eines bewegten und erfüllten Lebens
(1853–1935)

überarbeitet von Hans Günter, Otelfingen

Inhalt

Vorwort	3
Meine Herkunft und Familie	4
Jugendzeit	7
Die Schule ist vorbei	13
Mein Freizeitvergnügen Musik	15
Lehrzeit	16
Heirat	20
Auf Wanderschaft	22
Das unerwartete Ende der Walz	30
Ein eigenes Geschäft	31
Als Schreinermeister in der Strafanstalt Zürich	38
Wieder eigener Herr und Meister	44
Öffentliche Ämter	46
Arbeiten, Umbauten und eine grösser werdende Familie	51
Reisen im In- und Ausland	55
Familien- und Dorfleben	59
Reisen in den Tessin, nach Nürnberg und in die Westschweiz	66
Der Weltkrieg 1914–1918	69
Krankheit und Hausverkauf	74
Augenoperation	77
Eine Reise ins Berner Oberland	81
50 Ehejahre	83
Stammbaum J. Schlatter	87

Vorwort

1992 kamen acht Schulhefte nach Otelfingen zurück, worin Jacob Schlatter-Meier (im Dorf «Woibel-Schang» genannt), geboren 1853, gestorben 1935, seine Lebensgeschichte aufgezeichnet hatte. Zusammen mit anderen Schriftstücken und Bildern, waren diese Dokumente durch Jacob Schlatters Enkeltochter Berty Thiem-Hoyermann über viele Jahre aufbewahrt worden. Die Mutter von Frau Thiem war Bertha Hoyermann-Schlatter, die 1886 als fünftes Kind und erste Tochter des Verfassers geboren wurde und sich nach Bern verheiratet hatte.

Die Hefte, in altdeutscher Schrift geschrieben, enthüllen ein Leben, das geprägt war von harter Arbeit, aber auch von einer bescheidenen und zufriedenen Lebensart. Jacob Schlatter brachte es zu Wohlstand und Ansehen, und aus seinen Aufzeichnungen ist ein intensives Bedürfnis nach Harmonie und Frieden in der Familie zu spüren. Er ging mit offenen Augen durch das Leben und konnte sich auch später noch detailgetreu an wichtige Ereignisse erinnern. Man ist deshalb versucht anzunehmen, dass die Lebensgeschichte auf Tagebuchnotizen basiert. Jacob Schlatters Aufzeichnungen wurden weitgehend unverändert übernommen, um den persönlichen Schreibstil des Verfassers zu erhalten.

Die Erinnerungen an den Menschen Jacob Schlatter sind in Otelfingen verblasst, und seine Nachkommen sind aus dem Dorf weggezogen oder verstorben. Geblieben sind aber Häuser, die er gebaut und bewohnt und Orte und Ereignisse, die er exakt beschrieben hat. Heute noch bestehen Einrichtungen wie die EGO Elektrizitätsgenossenschaft Otelfingen, die er mitbegründete. In der Anfangszeit war er dort verantwortlich für das Ein- und Ausschalten der Straßenbeleuchtung, wobei sich der Schalter in seinem Haus direkt neben seinem Bett befand. Es wird immer noch erzählt, dass man damals die Schlafgewohnheiten des Ehepaars Schlatter-Meier an den Straßenlampen ablesen konnte!

Es ist erfreulich, dass dieses Zeugnis aus früherer Zeit mit wichtigen und interessanten Details zur Dorfgeschichte von Otelfingen der Nachwelt erhalten blieb und einem breiteren Publikum zugänglich gemacht werden kann. Der Dank gebührt auch den Nachkommen der Familie Jacob Schlatter-Meier (insbesondere Frau Erika Hauri, Zürich), die das gesamte Dokumentationsmaterial dem Gemeindearchiv Otelfingen übergeben haben.

Otelfingen, im Herbst 2001

Hans Günter

Meine Herkunft und Familie

An der Strasse von Otelfingen nach Boppelsen liegt ein Weiler mit zwei grossen, zusammenhängenden Häusern, der Sonnenrain genannt. Im obersten Hause an der alten, steilen Strasse wurde ich geboren am 18. September 1853. Mein Vater, ein kleiner Landwirt, besass damals das Wohnhaus mit der Hälfte der daran gebauten Scheune und Stallung, die andere Hälfte mit dem halben, unteren Wohnhaus gehörte seinem Schwager Rudolf Bräm, Schreiner. Mein Vater wurde geboren im Jahr 1821 am 2. September. Sein Vaterhaus stand im Oberdorf Otelfingen und war zur selben Zeit ein stattliches Bauernhaus. Sein Vater, also mein Grossvater, war Rudolf Schlatter, Reginen. Dieser Zuname stammte von seiner Mutter her, die Regina geheissen. Mein Grossvater wurde geboren den 18. November 1787. Die Grossmutter hiess Verena Schibli, sie wurde geboren im Jahr 1790 am 14. Februar. In ihrer Ehe wurden ihnen 8 Kinder geboren, 7 Söhne und 1 Tochter. Rudolf, der Älteste betrieb die Schneiderei mit 2 Gesellen, was damals schon ein ordentliches Geschäft bedeutete. Heinrich, der zweite war Drechsler und hatte im Unterdorf ein eigenes Geschäft. Dann kam Salomon, der mein Vater war. Dann Andreas, der die Schuhmacherei betrieb. Die beiden Brüder Hans Jakob und Kaspar blieben unverheiratet bei Rudolf im väterlichen Haus und betrieben die Landwirtschaft gemeinsam mit dem ältesten Bruder. Die andern zwei hatten neben ihrer Profession noch einen kleinen landwirtschaftlichen Betrieb. Die Tochter Anna verheiratete sich mit Rudolf Schibli, Kaspars. Das ist so ungefähr die Geschichte unserer Vorfahren, soweit sie für meine Nachkommen wissenswert ist, und wo mein Vater seine Jugendzeit verbracht hat.

Damals lebten sie noch nach einfacher Bauernart und hatten nicht so viele Bequemlichkeiten wie heutzutage.

Mein Vater, Salomon Schlatter, blieb bis im Jahr 1846 im elterlichen Hause und half auf dem Felde, und wo es nötig war. Nebenbei ging er auf den Taglohn, der damals noch eine Haupteinnahmequelle der Kleinbauern war. Der Lohn war zur selben Zeit so gering, dass man in 1 Tag und zwar von morgens 5 Uhr bis abends 9 Uhr bloss 50 bis 60 Rappen verdiente. Heute erhält der Arbeiter in der Stunde das Doppelte des damaligen Taglohnes. So ändern sich die Verhältnisse.

Mein Vater verehelichte sich dann am 16. Februar 1846 mit Barbara Bräm aus dem Sonnenrain in Otelfingen. In ihrer Ehe wurden ihnen 4 Kinder geboren, von denen das erste Mädchen totgeboren wurde und zwar am 1. Dezember 1846. Ein Sohn Rudolf wurde am 27. November 1848 geboren, am 11. November 1851 wurde ein Knabe geboren, der aber schon nach 11 Tagen, am 22. November gestorben ist. Dann kam ich als der Jüngste und wurde geboren am Betttag, 18. September 1853. Dieser Tag war ein Unglückstag für Vater und



«Reginen», das Stammhaus der Familie Schlatter, Oberdorf, Otelfingen

Aufnahme ca. 1895

Mutter, an dem sie ihr ganzes Leben zu tragen hatten; ich werde nachher auf dieses tragische Ereignis zurückkommen. Ich wurde getauft am Sonntag, den 2. Oktober 1853 in der Kirche zu Otelfingen. Mein Götti war Rudolf Bräm, Schreiner, ein Bruder meiner Mutter, und die Gotte hiess Verena Bopp, Joggelheiris, eine nahe Verwandte von uns.

Um ein richtiges Bild von meiner Mutter und ihren Vorfahren zu geben, muss ich um 60 Jahre zurückgreifen, um zum Anfang zu kommen. Mein Grossvater mütterlicherseits war Rudolf Bräm, Wagnerruedis, von Otelfingen, geboren den 30. Mai 1790. Ich habe ihn nicht mehr gekannt, denn er starb den 22. Mai 1858. Die Grossmutter hiess Margaretha Bopp, sie wurde geboren am 27. Januar 1797 und starb am 13. Januar 1867. Ich habe sie noch gut gekannt, und ich habe sie sehr gern gehabt. An dem Tag, da sie beerdigt wurde, schneite es über Nacht sehr stark, und ich kann mich noch ganz gut erinnern, wie ich und Ruedi Bräm von unserem Haus bis zur Boppen-Trotte einen Weg durch den Schnee bahnen mussten, dass der Leichenzug ungehindert passieren konnte. Wir taten das sehr gern, besonders deswegen, dass wir nachmittags am Leichenschmaus teilnehmen durften, und wir einen freien Tag hatten. Im November 1847, als Vater

kaum 1 Jahr verheiratet war, brach der Sonderbundskrieg aus, und er musste mit seinem Bataillon auch ausrücken und hatte die Gefechte von Honau und Meierskappel mitgemacht. Auch bei Gisikon war er dabei, aber erst, als das Gefecht bereits vorbei war. Er sah noch, wie die Sonderbündler ihre Tornister und Patronentaschen fortwarfen und eiligen Laufes den Weg nach dem Rootenberg einschlugen. Zum Glück war er im ganzen Feldzug mit heiler Haut davongekommen, und als die Soldaten im Februar 1848 wieder heimkamen, wurden sie festlich empfangen, und in jeder Gemeinde wurde ein Fest gefeiert.

So vergingen wieder einige Jahre in ungetrübter Harmonie und stiller Arbeit bis im Herbst 1853, als ich das Licht der Welt erblickte. Dieses Ereignis kostete meiner lieben Mutter die Gesundheit. Ich glaube, sie hat ihre Lebenskraft und Gesundheit mir gegeben und nur Krankheit und Blutarmut für sich behalten.

Ehe ich weiter von meiner Familie spreche, muss ich noch nachholen, dass mein Grossvater, Rudolf Bräm und seine Frau in ihrer Ehe 3 Söhne und 3 Töchter das Leben gaben. Der älteste Sohn, Heinrich Bräm, etablierte sich später als Schreinermeister in Zürich, wo er einige Häuser baute und ordentlich vorwärts kam. Aber im Lauf der Zeit verlor er das Errungene wieder und starb in kleinen Verhältnissen, sodass die Armenkasse der Familie beistehen musste. Der zweitälteste Sohn war Rudolf Bräm, der im Sonnenrain im Elternhause blieb und ein angesehener Schreinermeister wurde, der weit herum ein gutes Renommee besass und immer etwa 3 bis 4 Gesellen beschäftigte. Der dritte Sohn, Johann, war nicht ganz normal, ein wenig geistesschwach. Er arbeitete daheim bei seinem Bruder und besorgte die Feldarbeit und den Viehstand desselben. Die älteste Tochter Verena Bräm verheiratete sich mit Heinrich Surber von Dachslern. Die andere, Margaretha Bräm, verehelichte sich mit Hans Heinrich Suter von Rein [Rüfenach] Kanton Aargau. Die jüngste Tochter Barbara Bräm war meine Mutter.

Jugendzeit

Zur selben Zeit war im oberen Haus im Sonnenrain noch keine Wohnung, sondern nur ein Wagenschopf an die Scheune angebaut. Als nun mein Vater heiraten wollte, so baute der Grossvater aus dem Schopf eine Wohnung für die Tochter und ihren Mann, in der sie dann ihre ganze Lebenszeit zubrachten und wir, mein Bruder Rudolf und ich, unsere Jugendzeit verlebten. Wie schon vorhin erwähnt, war meine Mutter seit meiner Geburt krank, bald musste sie 3 bis 4 Wochen beständig im Bett liegen, bald musste sie ins Bad, selten konnte sie mehr als 8 Tage etwas Hausgeschäfte besorgen, dann war es wieder für 14 Tage vorbei. Immer war ein neues Leiden, der Arzt musste fast beständig gerufen werden, das kostete alles viel Geld, und mit der Arbeit waren wir immer im Rückstand. Später mussten wir immer eine Magd haben. Bis dahin musste ich der Mutter in der Küche helfen, soviel ich konnte, musste das Wasser beim Brunnen holen, Holz herbeischaffen, die Schweine füttern und manchmal auch das Morgen- und Abendessen selbst kochen, wenn es die Mutter nicht mehr konnte. Mein Bruder und der Vater machten dann das andere in Scheune und Stall und die Feldarbeit. Wir hatten schon ziemlich Land, das mein Vater von der Teilung mit seinen Brüdern erhalten hatte, und dann wurde dann und wann 1 Stück hinzugekauft, sodass wir 4 Stück Vieh halten konnten. Gab es vorige Zeit, so ging der Vater auf den Taglohn, und er war froh, wenn es nur wieder etwas Bargeld gab.



Vater- und Geburtshaus oberer Sonnenrain, Otelfingen,

Aufnahme 1953

Als er schon verheiratet war, musste er als Militär den Tessinerputsch niederschlagen helfen. Da bekam er in Bellinzona den Typhus oder Nervenfieber, musste 10 Wochen im Lazarett liegen und schwebte eine Zeitlang zwischen Leben und Tod. Das war eine traurige Zeit für meine Mutter. Er erholte sich bald wieder und konnte seiner gewohnten Beschäftigung wieder nachgehen.

Er war allezeit heiter und aufgelebt, voll Humor und war beliebt bei jung und alt. Trotz seinen vielseitigen Sorgen und Kümmernissen war er immer ein gemütlicher Gesellschafter mit allerhand klugen Einfällen und guten Witzen.

Im Jahr 1860 musste ich, bald 7 Jahre alt, zur Schule. Dazumal war es nicht wie jetzt, die Buben der ersten Klasse und zum Teil auch die Zweitklässler trugen noch graue oder blaue Mädchenröcke, die fast bis an den Boden reichten. Hosen bekamen erst die Grösseren. Mein Jugend- und Spielkamerad war Ruedi Bräm, mit dem ich meine ganze Jugendzeit verlebte. Er wohnte im unteren Hause, und wir verbrachten die Tage des Winters entweder in einer von beiden Stuben oder in der Schreinerwerkstatt. Dieselbe war unter der Stube sowie unter der Wohnung des Kirchenpflegers Schibli gelegen und ziemlich gross. Dort verbrachten wir manchen Regentag, da gab es immer etwas zu sehen und zu hören. Nachdem wir aber zur Schule gehen mussten, gab es wieder andere Neuheiten, die uns anzogen. Als wir grösser und stärker wurden, so nahm das Faulenzen ein Ende für mich. Wenn die Schulferien kamen, so hiess es, jetzt wird das und das gemacht. Ich musste die ganze Woche arbeiten, entweder im Hause oder auf dem Felde, immer gab es Arbeit für mich. Die Mutter konnte immer weniger arbeiten, und wir mussten notwendig eine Magd anstellen. Die erste war ein



Unterer Sonnenrain, Otelfingen,

Aufnahme ca. 1910

Schwabenmeitli, das wir aber nicht lange behalten konnten, es hatte Heimweh und musste wieder heim. Dann kam eine andere, die dann einige Jahre bei uns war, bis sie heiratete; sie hiess Verena Schärrer und war von Dielsdorf.

Mein Vater erhielt nun die Stelle eines Gemeindeweibels, und wir konnten diesen Nebenverdienst wohl brauchen, und dem Vater brachte es einige Abwechslung. Er kam mit vielen Leuten in Berührung, und das brachte wieder etwelchen Verdienst ins Haus. Zur selben Zeit kaufte man die Schuhe noch nicht in der Schuhhandlung, sogenannte wie die andern Kleider. Ein jeder Bauer kaufte beim Lederhändler oder Gerber eine Haut Schmal- oder Rindsleder und eine halbe Haut Sohlenleder. Dann kam der Schuhmacher mit Geselle und Lehrbub auf die Stör. Da wurde das alte geflickt und neue Schuhe gemacht. Ebenso war es mit dem Schneider und den Näherinnen. Diese gingen alle ins Kundenhaus auf die Stör, wo sie manchmal 8 bis 10 Tage lang Arbeit hatten. Der Taglohn war im Anfang, d.h. in den Jahren 1860 bis 1870 etwa 60 bis 80 Rappen pro Tag, bei 14-stündiger Arbeitszeit. Es gab dazumal keine Mittagspause, sondern nach dem Essen wurde die Arbeit sofort wieder aufgenommen, und Znuni und Zabig wurden während der Arbeit eingenommen, da ging keine Zeit verloren. Und doch waren die Leute zufrieden dabei. Die Wörter Streik, Arbeitszeit usw. waren noch unbekannt. Auch mit den Kleidern war es anders als heute. Da wurde genügend Hanf und Flachs gepflanzt, derselbe verarbeitet und gesponnen und vom Leinenweber gewoben. Damals hatten in jedem Dorf 1 oder 2 Leinenweber vollauf Arbeit, Sommer und Winter; und jetzt, wo findet man noch einen? Hanf und Flachs sieht man selten mehr, vom Spinnen gar nicht zu reden. Früher hatte jede Bauerntochter den Kasten gefüllt mit schwerem, starkem Leinenstoff für Kleider und Hemden, und jetzt verkaufen sie noch die alte, gute, selbstgesponnene Ware und kaufen leichte Handelswaren dafür. Die Bauern, jung und alt, trugen am Werktag ungefärbte Zwilchhosen und sonntags schwarzgefärbte Leinwandhosen. Auch ich hatte keine andern Kleider bis ich konfirmiert wurde. Höchstens hatte man am Sonntag baumwollene Hemden statt leinene, und das hatten die wenigsten.

Doch muss ich nun wieder zurückkehren zu unserem Haushalt, wo alles jahraus und jahrein so ziemlich seinen gewohnten Gang machte. An die Krankheit der Mutter waren wir uns in den vielen Jahren gewöhnt, und da wir immer eine Magd hatten, so spürten wir den Arbeitsausfall der Mutter nicht, besonders da sie hie und da wieder einige Wochen leichte Arbeit im Hause verrichten konnte.

Ich war etwa 9 Jahre alt, im Jahr 1862, als die neue Strasse nach Regensberg gemacht wurde. Diese Zeit ist mir noch in lebhafter Erinnerung, umso mehr, als dieselbe hart an unserem Haus vorbeiführte und es da viel Arbeit erforderte. Es gab grosse Erdbewegungen, und die Nagelfluhschicht bei unserem Haus musste gesprengt werden. Auch wurde einem Arbeiter durch einstürzende Erdmassen ein Bein abgedrückt. In unserer Stube haben sie ihn auf den Tisch gelegt, und

der Arzt hat ihm das Bein eingerichtet und verbunden, dann haben sie ihn heimtransportiert nach Oberhasli.

Meine Primarschulzeit ging nun dem Ende entgegen, und ich bin so ziemlich gut durchgekommen. Schreiben, Geschichte und Geographie waren meine Lieblingsfächer, da bin ich dem Lehrer keine Antwort schuldig geblieben. Wir hatten aber auch einen Lehrer, Herr Rudolf Meier von Regensdorf, er heiratete die einzige Tochter von Kaspar Schlatter, Wirts. Er wirkte an unserer Schule über 45 Jahre, bis er aus Altersrücksichten vom Amte zurücktrat. Er war ein strenger Lehrer, der es mit seinen Pflichten ernst nahm, und wenn er auch hie und da über das Mass strafte, so glaube ich doch nicht, dass einer seiner vielen Schüler ihm dafür Hass nachgetragen hat. Die meisten dankten ihm nachher. Ich musste nun die Sekundarschule besuchen, und es kam mir vor wie eine Erlösung, weil ich wusste, dass der Lehrer Heinrich Gut von Wangen nicht so streng war und in der Sekundarschule ein freieres Leben herrschte als in der Primarschule.

Da die tägliche Schulzeit abgekürzt wurde und wir am Nachmittag schon um 3 Uhr aus hatten, so hatte ich nun auch Gelegenheit daheim auf dem Felde mehr zu helfen. Auch musste ich dem Vater in seinem Amte aushelfen. Es war noch Mode, dass alle Gemeinearbeiten im Frondienst gemacht werden mussten, weil dieses System die Ausgaben der Gemeinde bedeutend verringerte. Als Entschädigung dafür erhielt jeder Bürger genug Streue im Ried und im Winter einen Teil Holz zum Abholzen. Wenn also im Frühling das Gemeindewerk begann, so musste der Weibel dieses den Bürgern anzeigen, um welche Zeit und wo sie zu erscheinen haben und was für Werkgeschirr mitzunehmen sei und ob für den ganzen Tag Proviant mitzunehmen oder nur Znüni und Zabig zu bringen sei. Das alles musste ich, wenn der Vater keine Zeit hatte, besorgen. Ich war meistens in einer Stunde in der ganzen Gemeinde herumgerannt. Ich tat es gern, es gab immer etwas zu sehen oder hier ein paar Äpfel und dort ein paar oder auch mal ein Stück Brot.

Mein bester Schulkamerad und nachheriger intimster Freund war gleichen Namens wie ich. Er war der Sohn von der oberen Mühle, und ich war an freien Abenden ständiger Gast in der Mühle. Wir probierten allerlei für uns interessante Sachen. Wir machten aus alten Gewehrläufen Kanonen mit Rädern und schossen damit nach den Scheiben. Einmal machten wir ein grosses Wasserrad und einen Schleifstein daran, stellten es im Bache an geeigneter Stelle auf und bauten eine Hütte mit einem Strohdach darüber. Das war dann immer ein Gaudium für die andern Buben. Wir hatten den Winter durch manchen Abend bis 10 Uhr an diesen Sachen gearbeitet, dann gab es vom Müller noch Znüni mit Käse und Speck und Most. Der Sekundarlehrer Gut wusste es auch, und wenn wir dann unsere Schulaufgaben ein wenig flüchtig gemacht hatten, so sagte er manchmal: «So ihr Donnerwetters-Buben, ihr werdet wieder die halbe Nacht in

der Werkstatt geschafft haben, ein andermal macht ihr zuerst eure Hausaufgaben!»

Es gesellte sich dann noch ein Schulkamerad zu uns, er war in der gleichen Klasse und hatte den gleichen Namen wie wir. Er hiess Jakob Schlatter und wohnte auf Wolfen, 5 Minuten vom Dorf an der Buchserstrasse. Den konnten wir gut brauchen als Handlanger und für solche Arbeit, die wir nicht gern machten. Als Kuriosum muss ich noch erwähnen, dass in unserer 2. Klasse unser 4 waren, die alle den gleichen Namen Jakob Schlatter hatten, einer von Boppelsen und 3 von Otelfingen.

Eine lustige Episode aus der Zeit muss ich auch noch erzählen. Ich musste einmal im März, abends am Zunachten, für meine Mutter, die böse Geschwüre am Zahnfleisch hatte, Salbeiblätter holen. Solche hatten wir in den Reben im Sandacker. Ich ging nun dahin, und auf dem Wege sah ich, dass das Gras an den Rebborden noch dürr war, und nun zündete ich dasselbe an, sodass es hoch aufflackerte. Dann schlug ich mit einem Stecken darauf und steckte es an einem andern Ort wieder in Brand. In der Dunkelheit und von weitem gesehen machte das einen gespenstischen Eindruck. Das haben 2 Männer im Unterdorf auch gesehen, es war der Maurer Vonrüti und der Wirtshausheiri. Diese machten Lärm und sprachen allerlei Vermutungen aus, ein ganzer Haufen Leute waren herzugelaufen und redeten in wirrem Durcheinander. Ich hatte natürlich alles gehört, und da musste ich lachen ob dem Grampol und dachte: «Denen will ich einen Streich spielen». Ich zündete wieder an, bald hier, bald dort und schlug es wieder nieder, dann brüllte ich dazwischen wie ein Tier. Dann hörte ich, wie der Maurer zum Hansheiri laut sagte: «Wir nehmen 2 Knebel, und du gehst unten hinaus, und ich komme dann von oben herab, und dann haben wir ihn, und wenn er sich wehrt, so schlagen wir ihn tot!» Ha, ha, haa! Jetzt wusste ich ihren Feldzugplan und konnte mich darnach richten. Ich machte wieder einige Feuerlein und brüllte ein wenig dazu und rechnete aus, wie viel Zeit mir noch bliebe. Dann machte ich mich parat, denn schon hörte ich den Hansheiri von unten heraufschnaufen. Ich brüllte nochmals und gabs Pech nach oben. Sehen konnten sie mich nicht wegen der Dunkelheit. Ich konnte sie aber desto besser hören, wie sie schnaufend näher kamen. Wie ich weiter oben war, hörte ich auch den Maurer, der keuchend von oben herunter kam, ich verbarg mich an einem Rasenbord. Wie er an mir vorbei war, brüllte ich noch einmal und rannte aufwärts, er kehrte um und mir nach, aber er war schon müde und konnte es nicht mit mir aufnehmen. Er rief immer: «Halt, du Cheib, halt!» Ich wusste den Weg noch besser als er und kam oben an eine Stelle gegen den Ellenbergweg, wo eine meterhohe Mauer einem Stück Reben entlang gemacht war. Ich war in einem Sprung darüber hin und weiter. Der Maurer hinter mir nach, in seiner Hast sah er das Hindernis nicht und, plombs, da lag er unten und sandte mir noch einen kräftigen Fluch nach. Ich konnte fast nicht mehr rennen vor Lachen. Ich rannte in die Breitlen, und von da ging ich hinten herum in die obere Mühle

und erzählte es meinem Kameraden. Ich wusste, dass er mich nicht verraten würde, und wir gingen miteinander ins Dorf hinunter, wo noch alles in einer Aufregung war. Die zwei, welche unterdessen von ihrem Jagdabenteuer zurückgekommen waren, erzählten den Leuten eben, wie es zugegangen sei, als wir auch zuhören konnten. Es seien ihrer 2 gewesen, einer ein grosser mit schwarzem Gesicht, die hätten wahrscheinlich etwas im Sinn, und es wäre gut, wenn man heute Nacht Wachen aufstelle, denn etwas sei los. Keiner hatte eine Ahnung, dass derjenige, den sie suchten, sich mitten unter ihnen befand und die Leute noch aufmunterte, ja recht achtzugeben und auf der Hut zu sein. Im Unterdorf fürchteten sie sich so stark, dass viele Weibspersonen sich nicht getrauten in der Nacht aus dem Haus zu gehen. Es wurde noch lange von dieser Begebenheit geredet. Da kann man sehen, wie aus einer harmlosen Sache sich ein grosses Wesen bilden kann, das vielleicht einem Menschen hätte das Leben kosten können. Ich habe es erst später, nach vielen Jahren, einmal dem Maurer erzählt, wie ich einmal die im Unterdorf am Narrenseil herumgeführt hätte. Er meinte, wenn er den am selben Abend erwischt hätte, er hätte ihn sicher totgeschlagen.

Ein andermal, es war am Karfreitag und prächtiges, warmes Wetter, gingen wir an die Lägern hinauf in das sogenannte Eisloch. Dort an der grossen Fluh machten wir grosse Steine los, und die sausten in gewaltigen Sprüngen bergab, bald Sätze von 5 bis 6 Meter hoch und dann wieder einen Baum treffend und ihn mitten entzwei schlagend, bis sie sich krachend unten im Wettingerholz zur Ruhe legten. Auf dem Heimweg war im Leisenbach eine Streuwiese, die dem Zweidler, genannt Chräli, in Boppelsen gehörte. Es hatte hohes, dürres Gras und etwas war abgemäht und an einem Haufen. Das stehende Gras zündeten wir an, und auf dem Isenbühl sahen wir zu wie es brannte. Zu unserem Schrecken sahen wir, dass der Brand eine grössere Ausdehnung annahm als wir dachten. Die ganze Streuwiese samt dem abgemähten Haufen wurde ein Raub der Flammen. Zudem sahen wir, dass zwei Männer von Chrälis Haus im Boppelserberg herkamen und der Brandstelle zueilten, wo noch ein grosser Rauch aufstieg. Es war gut, dass uns niemand gesehen hatte und wir uns rechtzeitig aus dem Staub, oder besser gesagt aus dem Rauch machten. In unserem Dorf hat niemand etwas gesehen davon, der Rauch fuhr gegen Wettingen, dem Berg nach. In Boppelsen hatten sie natürlich das Schauspiel gut gesehen. Das Beste war, dass über Nacht reichlich Schnee fiel und die schwarze Brandstätte für einige Tage zudeckte. Nachher wurde nicht mehr viel davon geredet, doch wurde recht nachgeforscht, wer das Unheil angerichtet habe. Aber es ist nicht an den Tag gekommen. Solche und ähnliche Sachen haben wir hie und da gemacht.

Die Schule ist vorbei

Mittlerweile ging die Schulzeit vorüber, und nun hiess es, das Leben von der praktischen Seite kennen zu lernen. Jetzt musste ich neben den wöchentlichen Religionsstunden auf dem Felde arbeiten, da unser landwirtschaftlicher Betrieb sich zusehends vergrösserte. Mein Bruder Rudolf hätte gern die Spenglerei erlernt, aber der Vater konnte ihn nicht entbehren, und es ging sein Lieblingswunsch nicht in Erfüllung. Er musste sich also der Landwirtschaft zuwenden. Ich war gross und stark für mein Alter und konnte arbeiten wie ein Erwachsener, Gelegenheit dafür gab es genug. Im Jahr 1869 wurde ich konfirmiert und trat wieder in einen neuen Lebensabschnitt ein. Meine Mutter konnte immer weniger arbeiten, und wir mussten viele Taglöhne ausgeben nebst der Dienstmagd, die auch nicht alles allein machen konnte. Der Vater, der Bruder und ich, wir drei vermochten unsere Arbeit besser bewältigen. Ich musste viel auf den Taglohn gehen, um die vielen Unkosten decken zu helfen. Im Frühling habe ich 14 Tage Reben gehackt in Höngg, und im Sommer arbeitete ich 6 bis 7 Wochen bei Salomon Schibli im Neuhaus. Unser 6 mussten an der Lägern ein Stück Land urbar machen und mit Reben bepflanzen. Es hat sich aber nicht bewährt. Im Heuet musste ich manchmal um 2 Uhr morgens aufstehen, um 3 Uhr wurde schon mit Mähen angefangen bis 9 Uhr, am Abend gabs vor 10 Uhr nie Feierabend, dann hatte ich 1 Franken verdient. Im Herbst musste ich den Bauern dreschen helfen, das ging 6 bis 8 Wochen. Es musste noch alles mit dem Flegel gemacht werden, von 5 Uhr morgens bis abends 7 Uhr, manchmal noch länger. Znüni und Zabig ein Schöppli Wein und Brot und 1 Franken Taglohn. Wir hatten damals sehr viel Hanf und Flachs und mussten manchen Taglohn ausgeben für das Rüsten desselben. Es musste gerätschet werden, das Werch geschwungen und gehechelt, und dann kam das Spinnen. Wir mussten einmal einen ganzen Winter lang zwei Weiber anstellen, eine vom Burghof und die andere von Buchs, die mussten spinnen von 5 Uhr bis abends 11 Uhr, bekamen Kost und Logis und pro Tag 10 Rappen Lohn, und sie waren zufrieden dabei.

Im Frühling 1870 wurde mein Vater krank, er hatte die Gelbsucht und konnte lange Zeit nur zeitweise etwas leichtere Arbeit verrichten. Wir hatten nun 2 Kranke im Haus. Nun gab es wieder vermehrte Arbeit und Auslagen. Der Vater konnte im Anfang noch sein Amt als Weibel versehen, aber immer weniger. Wir mussten das auch noch machen, und dann übernahm mein Bruder die Stelle. Es kamen nun 2 Jahre voll Mühe und Arbeit und dazu noch grössere Kosten. Dem Vater seine Krankheit wurde immer schlimmer, er konnte gar nichts mehr arbeiten. Weil unsere bisherige Dienstmagd sich verheiraten wollte, so mussten wir um Ersatz sorgen, denn wir konnten doch nicht alles allein machen. Es waren ja jetzt nur noch zwei zum Arbeiten. Zum Glück bekamen wir unerwartet wieder eine Tüchtige, Regula Meier, aus Schöfflisdorf, die es übernahm uns die Haushaltung zu führen und es auch tat, wie wenn es für sie wäre, was sich auch

in der Folge bewahrheitete, indem sie später meines Bruders Frau wurde. So ging wieder ein Winter herum, der Frühling kam und der deutsch-französische Krieg war in vollem Gang. In den klaren Nächten, wenn der Boden gefroren war, gingen wir auf die Anhöhe hinauf und horchten auf den Kanonendonner von Strassburg her. Dann kam die Bourbaki-Armee über die Neuenburgergrenze in die Schweiz, und wir bekamen bei uns auch genug Franzosen zu sehen. Militär aller Gattungen marschierten durch unser Dorf an die Grenze, es war immer etwas Neues zu sehen. Als dann im Frühling der Krieg zu Ende war, gab es eine gute Zeit, die Geschäfte hatten Arbeit in Hülle und Fülle, und das Geld rollierte [war im Umlauf] wie noch nie.

Eines muss ich noch nachholen, das ich nicht vergessen darf. In meinem 15. Jahr erhielt ich die Stelle eines Briefträgers nach Boppelsen. Diese Gemeinde hatte früher noch keine Postablage, und der hiesige Posthalter musste auch nach Boppelsen besorgen. Ich musste alle Abende um 7 Uhr die Postsachen nach Boppelsen tragen und an die Adressaten abgeben. Ich verdiente im Jahr 70 Franken, macht auf den Gang 20 Rappen. Ich machte die Arbeit 5 Jahre lang.

Mein Vater wurde immer kränker, und wir sahen, dass es nicht mehr lange gehen könne. Ende April bekam er noch einen Schlaganfall, von dem er sich nicht mehr erholte, und seine Kräfte nahmen zusehends ab. Am 5. Mai 1872 ist er dann sanft entschlafen. Er wurde am Himmelfahrtstage zur ewigen Ruhe bestattet. Die Mutter konnte ihn nicht begleiten, sie musste selber das Bett hüten, und wir ahnten, dass es auch bei ihr bald zu Ende gehe. Wir hatten nie geglaubt, dass der Vater noch vor der Mutter stärbe, wir hätten ihn noch manchmal sehr nötig gehabt. Ich war damals 18 und mein Bruder 21 Jahre alt. Nun lag alles auf uns, und wir mussten noch viel lernen. Es gab vieles zu ordnen, von dem wir vorher keine Ahnung hatten. Weil ich noch nicht mayoren [volljährig] war, wurde mein Bruder zu meinem Vormund ernannt. Der Sommer ging vorbei, und die Mutter wurde immer schwächer. Am 19. September 1872 wurde sie von ihrem Leiden erlöst, nachdem sie 18 lange Jahre krank gewesen war. Sie hatte den Vater nur um 4 Monate überlebt. Es waren schwere Zeiten gewesen, die wir durchmachen mussten. 2 Jahre 2 Kranke im Hause und immer noch den Doktor dazu und sonst immer grosse Auslagen. Das alles hatte uns nicht vorwärts gebracht, und wir hatten einen schweren Stand. Es waren nun noch 3 Personen, die arbeiten konnten, und die Kosten fielen auch weg, und wir durften auf bessere Zeiten hoffen. Der Winter kam und ging ohne grosse Änderung, es ging besser als wir meinten.

Mein Freizeitvergnügen Musik

Als in unserer Gemeinde eine Musikgesellschaft gegründet wurde, war ich auch Mitglied derselben. Direktor und Dirigent war Heinrich Schlatter, Drehers. Er war Korporal bei der Militärmusik und spielte Violine und alle Blechinstrumente, Clarinette usw. Es waren im ganzen unser fünf. Für Tanzmusik hatten wir Streichorchester. Wir lernten fleissig und waren weitherum als die beste Landmusik bekannt und hatten bald so viele Kunden, dass wir selten einen Sonntag frei hatten. Wir waren eine solide Bande und tranken nur wenig, darum waren wir bei den Wirten und dem Publikum beliebt, und wo wir Konzerte oder Tanzmusik machten, da war immer alles voll besetzt. Es war eine schöne Zeit für mich, und ich verdiente viel und brauchte wenig. Wir haben in den 70er Jahren, wo alle Geschäfte florierten und Geld genug vorhanden war, an ungefähr 50 Hochzeiten Musik gemacht, und 10 Wirte mit grossen Sälen waren unsere ständigen Kunden. Im Jahre 1868 war bei uns ein grosses Sängerfest, das bei herrlichstem Wetter am 6. Juni einen schönen Verlauf nahm.

Am eidgenössischen Schützenfest in Zürich 1870 machten unser 6 Kameraden einen Leiterwagen mit Tannästen ein und hatten Platz für 20 bis 25 Personen. Pferde hatten die andern selber, und so fuhren wir an einem schönen Morgen nach Zürich. Der Wagen war voll, und jeder Fahrgäst bezahlte 1.50 Fr. für Hin- und Rückfahrt. Das Geld gehörte uns, und wir bestritten daraus den Unterhalt für die Pferde und für uns. Wir hatten einen schönen Tag, und er kostete uns nichts. Wir besahen uns den Festplatz und besonders die Schaubuden, und nach dem Essen fuhren wir auf den See hinaus, wo wir bald Schiffbruch erlitten hätten. Es kam nämlich ein Dampfschiff gefahren, und ein 14-jähriger Knabe fuhr allein in einem kleinen Schiffchen, und als das Dampfschiff kam, wurde ihm Angst, und er liess die Ruder fallen und sprang ins Wasser und hat jämmerlich um Hilfe gerufen. Wir fuhren mit unserem Schiff heran, und ich wollte ihn fassen, da kamen wir in eine schiefe Lage, und schon kam Wasser von der Seite herein. Zum Glück konnten mich die andern noch halten, sonst wäre ich selbst hinausgefallen. Den Knaben sahen wir ganz gut, wie er, schon ca. 1 Meter unter dem Wasser, langsam sank. Das Dampfschiff hatte angehalten, und einer sprang ins Wasser, um den Knaben zu retten, aber als er an die Stelle kam, war es schon zu spät. Er wurde erst am Abend gefunden und war der einzige Sohn eines Schlossermeisters in Zürich. Nun war es uns auf dieses tragische Ende eines so jungen Menschen auch nicht mehr freudig zu Mute, und wir waren froh, dass die Abfahrtszeit bald nahte und wir heimfahren konnten. Dieses Ereignis werde ich, solange ich lebe, nicht vergessen.

Lehrzeit

Im Herbst 1873 verheiratete sich mein Bruder mit Regula Meier, unserer Haushälterin, die schon einige Jahre bei uns gedient hatte. Ich war nun 20 Jahre alt und mein eigener Herr und Meister. Ich arbeitete noch den Winter über daheim. Ich fand, dass ich bei den jetzigen Verhältnissen nicht immer bei meinem Bruder bleiben könnte, da der Gütergewerb nur so gross war, dass er eine Familie ernähren konnte und mein Bruder jetzt schon eine Familie hatte. Als die Stelle eines Gemeindeschreibers frei wurde, erhielt er dieselbe und hatte nun nebst dem Landwirtschaftsbetrieb noch einen Verdienst. Ich besprach mich mit ihm, und wir kamen überein, dass er alles übernehmen und mich auskaufen wolle. Der Auskaufvertrag wurde in der Notariatskanzlei Dielsdorf ausgefertigt, und mein Bruder musste mir Fr. 2 000 zahlen, die er aber vorläufig à 4 % verzinsen konnte, bis ich es brauchte.

Noch wusste ich nicht, was ich eigentlich anfangen wollte. Ich hatte im Sinn bei der Nordostbahn eine Stelle zu suchen, aber es war damals keine offen. Da kam unverhofft etwas, das der Sache eine ganz andere Wendung gab. Mein Schulkamerad und naher Verwandter (Cousin) Rudolf Bräm hatte seines Vaters Handwerk gelernt, war ein halbes Jahr vorher aus der Wanderschaft heimgekehrt und arbeitete nun in seines Vaters Werkstatt. Er hatte noch nicht geheiratet und hatte öfter Gelegenheit gehabt zu sehen, dass ich recht gut mit allerhand Holzarbeit umgehen könnte und die Sache gut in die Hand nehme. Da machte er mir den Vorschlag zu ihm in die Lehre zu kommen und Schreiner zu werden. Die Sache gefiel mir nicht übel, und ich redete mit meinem Bruder, der mir erklärte, ich könnte noch solange bei ihm essen und schlafen, bis mein Meister eine eigene Haushaltung führe, was ja nicht mehr lange dauern werde. Also sagte ich zu und wurde, nun schon 21 Jahre alt, noch Schreinerlehrbub bei einem Meister, der nur $\frac{3}{4}$ Jahre älter war als ich. Die Leute sagten dies und das darüber als es bekannt wurde, wie es so geht. Aber sie haben alle neben das Ziel geschossen. Ich und der Meister Ruedi, zu dem ich natürlich «Du» sagen musste, wir kamen immer gut aus miteinander. Ich musste ihm kein Lehrgeld zahlen, und als er einen eigenen Hausstand gründete, so gab er mir noch Kost und Logis. Seine Frau war eine Tochter des alten Schreiners Notz, der aber nicht mehr lebte. Sie hieß Marie und ihre Mutter lebte nun auch bei ihnen. Ich war da wie daheim, und ich hatte wieder eine Mutter wie früher, denn die liebe, alte Frau Notz war wirklich wie eine Mutter zu mir.

Die neue Beschäftigung gefiel mir ganz gut, und ich arbeitete frisch drauflos. Da ich die Sache recht gut anpackte und begriff, so kam ich bald vorwärts, und der Meister war mit mir zufrieden. Die Leute sperrten die Augen weit auf, wenn der Ruedi und sein grosser Lehrbub am Sonntagnachmittag miteinander ins Wirtshaus gingen, um einen Kegelschub zu machen und Bier zu trinken.

Im Sommer 1875 mussten wir miteinander die Militärschule in Winterthur absolvieren. Damals währte dieselbe nur 21 Tage und war uns eine willkommene Abwechslung. Am Tage vor dem Einrücken wurde noch die Werkstatt aufgeräumt. Etwa um halb $\frac{1}{2}$ 10 Uhr, als wir bald fertig waren, ertönten die Sturm-glocken. Es war eine Feuersbrunst in Würenlos. Wir mussten alles liegen lassen und mit der Spritzenmannschaft auf die Brandstätte. Das Haus von Bäcker Jos. Brunner wäre auch ohne uns bis auf den Grund niedergebrannt.

Am nächsten Morgen gingen wir nach Killwangen und fuhren mit der Bahn nach Zürich, wo wir unsere Effekten fassen mussten. Dann gings nach 2 Tagen nach Winterthur. Die Zeit ging schnell herum, und nach 3 Wochen waren wir schon wieder auf dem Heimweg und meinten, wir seien jetzt mehr als andere Leute.

Nun ging die Arbeit wieder los. In Boppelsen wurde in schöner Lage, auf der Anhöhe auf Wasen, eine Villa gebaut von einem Herrn Hugentobler aus Dornach, der in Boppelsen das Bürgerrecht erworben hatte. Da bekamen wir auch Arbeit. Ich muss noch nachholen, dass 3 Jahre vorher in unserem Dorf ein grosser Brand ausbrach, der 3 grosse Wohnhäuser und Scheunen einäscherte. Es war am 11. auf den 12. Januar 1872 um 1 Uhr morgens, ich war gerade von einer Musikübung heimgekommen. Da ertönte die Sturm-glocke, und eine grosse Röte am Himmel war das Zeichen, dass es im Dorf brenne. Ich war Feuerbote nach Boppelsen und, nachdem ich die Leute im Haus geweckt hatte, rannte ich nach Boppelsen und machte Lärm. Es war grimmig kalt, und die Räder der Feuerspritze waren fest eingefroren, sodass sie sich gar nicht drehen wollten. Als wir gegen den Oberrain kamen, sahen wir 3 mächtige Feuersäulen, es war schon alles in Brand. Das Haus des Hans Bopp, Paulis und das von J. Bopp, Posthalters, jedes mit 2 Wohnungen und nebenan dasjenige von Gebr. Duttweiler wurden vollständig zerstört. Im ersten Haus wohnte in der hinteren Wohnung Rud. Bopp. Seine Frau wollte sich von ihm scheiden lassen, weil er ein Trinker war. Da hat er aus Rache das Haus angezündet. Man fand ihn am folgenden Tag im Walde ob den Gheireben an einem Föhrli hängen. Am Morgen, als mit den Räumungsarbeiten begonnen wurde, fiel plötzlich ein im Schutte stehender, grosser Pfosten um und traf den zuschauenden Knaben des Salomon Kofel, der 12 Jahre alt war, so unglücklich, dass er sofort tot war. Es war eine schreckliche Nacht für die Betroffenen, wie für die ganze Gemeinde. Es war schon über 100 Jahre her, seit sich so etwas ereignete.

Im selben Winter wurden fast alle Wochen «Liechtstubeten» abgehalten, wo die jungen Mädchen und Knaben zusammenkamen und es sich lustig machten. Die Mädchen spannen oder hatten eine Strickarbeit bei sich. Nachher kamen die jungen Burschen und nach dem Znuni wurde gesungen, Spiele gemacht und getanzt. Nach Mitternacht begleiteten wir die Jungfrauen heim. Aber auf die Freude folgte ein Nachspiel, das noch selten vorkam. Einer von den älteren

Burschen, ein Fahrknecht in der oberen Mühle, war auch einmal dabei, und niemand dachte an etwas Böses und dass er räudig wäre. Es fing an zu jucken und zu beissen, und jeder suchte es geheim zu halten. Die Liechtstubeten hörten auf, aber es war schon zu spät. Alles, männlich und weiblich, war schon angesteckt von dieser beissenden Seuche, auch ich und mein Lehrmeister. Wir warteten nicht lange und gingen nach Zürich in den Spital, um uns kurieren zu lassen. Der Wärter sagte zu uns, ob in Otelfingen alles kräzig sei, es seien jetzt schon über 40 Personen, alles junge Knaben und Meitli dagewesen, alle hätten die Kräze gehabt. Wie wir erfahren haben, waren im ganzen 65 Personen im Spital gewesen. Es ging bis im Mai, bis die letzte Spur im Dorfe verschwunden war. Allen, die es durchgemacht haben, wird dieses Ereignis in steter Erinnerung bleiben.

Nun ging es wieder weiter mit Arbeiten und Lernen, und daneben wurde die Musik auch nicht vergessen, denn diese brachte mir schönen Verdienst während meiner Lehrzeit. Am Sonntag hatte ich doch frei, dann versäumte ich nichts, höchstens am Montagmorgen ein paar Stunden, das hatte der Meister erlaubt. Ich brachte ihm dann allemal ein halbes Dutzend Zigarren, die ich geschenkt bekam. Überhaupt sah man gar keinen Unterschied zwischen uns beiden, wir arbeiteten zusammen wie zwei, die ein Geschäft miteinander betreiben. Die Leute wunderten sich gar sehr, dass wir so gut miteinander auskamen, aber ich wusste, was ich zu tun hatte und dass ich meine Zeit ausnützen musste, um in der halben Zeit das zu lernen, was nötig war, um mir später eine eigene Existenz zu gründen. Ich ging als Lehrbub schon mit Heiratsgedanken um, ich hatte nämlich schon meine Liebste, nur wollte ich warten bis ich von der Fremde heimkäme. Aber es ist anders gekommen, der Mensch denkt und Gott lenkt, der Mensch nimmt sich einen Weg vor, aber Gott lenkt seinen Sinn. Von diesem will ich Euch erzählen. Meines Bruders Frau hatte eine jüngere Schwester, die Berta hiess. Sie war Näherin und wohnte in Schöfflisdorf bei ihren Eltern, oben an der Egg. Da nun der Lohn bei uns pro Tag 20 Rp. höher war, so wurde sie eingeladen, zu uns nach Otelfingen zu kommen bei Schwester und Schwager zu wohnen. Dann könne sie auf die Stör gehen, Arbeit gebe es genug. Sie ging darauf ein und wohnte nun bei meinem Bruder. Da ich alle Abende bei ihnen war, so lernte ich die Berta, die ja noch meine Base war, kennen, und es kam immer mehr mir zum Bewusstsein, dass das die Rechte für mich sei. Ohne gegenseitige Erklärung verstanden wir uns doch und wussten ohne zu reden, dass wir zusammen gehörten. Es hat sich öfters einer von Rümlang eingefunden und ihr den Hof gemacht. Er kam immer zu Pferd, und ich habe ihn immer schräg angesehen, wie etwa ein Hahn, wenn ein anderer in seinen Hühnerhof kommt. Einmal wurde ich recht eifersüchtig und da wusste sie welche Stunde geschlagen hat. Er kam von da an nicht mehr. Eine Schwester von Berta war in Oftringen verheiratet, und wir machten derselben einmal einen Besuch und blieben 2 Tage dort. Mein Bruder bekam im Herbst 1874 eine Tochter, und Berta und ich mussten Gotte und Götti sein, dass sich ja das Band immer fester

knüpfte. Denn mein Bruder und seine Frau sahen es gern und halfen dazu, wo sie konnten. Wir machten den Eltern meiner Liebsten hie und da einen Besuch in Schöfflisdorf, und ich wurde gut aufgenommen. Ich sah, dass es ihnen eine Freude war, wenn wir kamen.



Berta Schlatter-Meier, 1854–1940

Aufnahme ca. 1875

Im Jahr 1876, am Fasnachtsdienstag, waren wir in der Werkstatt, der Meister, ein Arbeiter und ich, als um 11 Uhr Sturmgeläute ertönte, und vom Dorf her kam eine dicke Rauchwolke gezogen. Sofort eilten wir der Brandstätte zu. Das Heimwesen des Mühlemachers Schwarz auf Bächlen brannte lichterloh, und nirgends war Wasser vorhanden zum Löschen. Bis am Abend war alles abgebrannt, nur Stube und Keller waren übrig geblieben. Da die Weiber gerade am Backen waren, so glaubte man, es sei vom Ofen oder Kamin Feuer in die Scheune gekommen, und so sei der Brand entstanden. Es ist nur aufgefallen, dass der Lehrjunge, Vetter mit Name, sein Bündel gut verpackt und in Sicherheit gebrachte hatte. Aber noch dachte niemand, dass er der Urheber sein könnte.

Heirat

Dieser Tag war für mich ein kritischer Tag ersten Ranges. An diesem Tag war Berta auf der Stör bei Joh. Richi im Oberdorf. Als sie mich am Mittag auf der Brandstätte antraf, sagte sie mir, ich solle sie nach dem Feierabend dort abholen, denn sie fürchte sich allein heimzugehen. Ich tat das natürlich gern, und als wir dann allein waren, sagte sie mir unter Tränen, sie glaube wir müssten mit dem Heiraten pressieren, wenn ich nichts dagegen habe. Erschrocken bin ich schon ein wenig ob dieser Eröffnung. Aber ich konnte meine liebe Berta etwas beruhigen, indem ich ihr aus meinem Herzen heraus sagte: «Ich lasse nicht von Dir, wir wollen Freud und Leid miteinander teilen. Es ist wohl nicht nach unserem Sinn gegangen, aber es wird nicht so schlimm sein, wir können ja beide arbeiten, und dann wird es nicht stark fehlen können.»

Wir hielten es noch geheim, solange es niemand merkte, dann musste ich es doch meinem Meister sagen, wie die Sache stehe. Er meinte, er habe schon gedacht, dass es so kommen könnte. Unter diesen Umständen fände er es auch ganz natürlich, dass ich nicht mehr Lehrbub sein wolle, und ich habe schon so viel gelernt, dass ich in der Fremde ganz gut fortkommen könne. Er wolle mir das letzte Halbjahr von der Lehrzeit schenken. Am 1. Mai trat ich aus, musste aber noch eine Kommode machen für meinen Bruder. Der Vetter Andreas, der Schuster, hat mir immer geraten und geholfen. Der sagte, dass mache alles nichts aus, wenn ich so stark sei, dass ich noch einige Jahre in die Fremde gehen könne, denn dabei könne ich noch sehr viel lernen. Ich habe es ihm versprochen und habe es auch gehalten.

Am 22. Mai 1876 fand unsere Hochzeit statt. In diesem Jahr trat das neue Civilstandsgesetz in Kraft, und ich war der erste, der nach dem neuen Gesetz getraut wurde. Mein Bruder war der erste Civilstandsbeamte und hat an uns die erste Trauung vollziehen müssen. Ein Sohn von Tierarzt Schlatter wurde zu gleicher Stunde civil getraut, diese gingen dann zur Kirche. Wir warteten noch bis alles ruhig war, und dann gingen wir heim zum Mittagessen, ohne dass es nur jemand merkte. An unserer Hochzeit nahmen teil mein Bruder und seine Frau, der Schwiegervater aus Schöfflisdorf und meine 4 Musikkollegen. Mein Meister konnte nicht kommen, denn es war ihm 8 Tage vorher ein Knäblein gestorben. Er gab mir den Wein, den es brauchte. Mein Bruder gab eine Hamme, und wir kauften das Fleisch und was es noch brauchte. Am Abend kam noch alt Kirchenpfleger Schibli, unser Nachbar und brachte einen Fünfliber. Ich glaube, es hat noch keiner so billig Hochzeit gehabt wie wir. Am Nachmittag war es noch gemütlich, wir gingen ins Höfli, machten einen Kegelschub und musizierten bis am Abend. Ich musste natürlich beim Musikmachen auch mithelfen. Dann gingen wir wieder heim in den Sonnenrain zum Abendessen und nachher gaben wir ob dem Hause noch einige schöne Stücke zum Besten, dass

die Oberdörfler auch etwas hatten. Wir blieben noch bis 12 Uhr beieinander, dann war das Festchen zu Ende, und wir hatten einen fröhlichen, vergnüglichen Tag mit wenigen Kosten gehabt.

Wie schon erwähnt, war am Fasnachtsdienstag das Haus auf Bächlen abgebrannt. Nun musste Mühlemacher Schwarz und sein Lehrjunge etwa nach 3 Wochen (sie waren unterdessen ins Dorf gezogen und fanden Unterkunft beim Lehrer Meier, Wirts) nach Dielsdorf zum Verhör. Die Entstehung des Brandes gab immer noch zu Bedenken Anlass. Nach ihrer Heimkunft am Abend, etwa um 9 Uhr, ertönte die Sturmklöppel und Lehrer Meiers Haus brannte lichterloh. Unterdessen hatte der Junge Vetter seine Habseligkeiten schon in Sicherheit gebracht, und anstatt zu helfen, strich er in der Dunkelheit um die Nachbarshäuser herum. Nun hiess es, es habe niemand den Brand verursacht als Vetter mit den feuerroten Haaren. Da gerade die neue Bahnlinie der Nationalbahn und der Nordostbahn gebaut wurde, so waren viele Italiener im Dorf, diese halfen auch löschen. Als sie das Gerücht vernahmen, suchten sie den Vetter habhaft zu werden, und sie hätten ihn sicher ins Feuer geworfen, wenn die Polizei ihn nicht in Schutz genommen hätte. Vetter wurde verhaftet und gebunden nach Dielsdorf geführt. Sein Meister hatte ihn immer noch in Schutz genommen, wenn jemand Verdacht gegen ihn geäussert hatte. Jetzt aber gingen ihm die Augen auf, als er beim Verhör vernahm, mit welchem Hohn Vetter gestand, er habe beide Häuser angezündet und auch das dritte, in das sie wieder gezogen wären, wäre auch in Flammen aufgegangen. Er habe es aus Rache getan, weil der Meister seiner Tochter verboten habe, mit ihm an die Fasnacht nach Würenlos zum Tanz zu gehen. Auch habe er in Baden schon einen Brand verursacht, dem 2 Häuser zum Opfer gefallen seien. Er wurde dann zu 7 Jahren Zuchthaus verurteilt und hat vor dem Richter noch gedroht, die Otelfinger sollten nur warten, bis er wieder frei sei. Die Nacht müsse dann so hell werden wie der Tag. Er hat es aber nicht soweit gebracht. Bei seiner Entlassung wurde er wegen Drohungen von der Polizei nach Besançon in Frankreich spiediert, in die Fremdenlegion gesteckt und kam nach Tonking in China, wo er wahrscheinlich umkam, was das Beste für ihn war.

Auf Wanderschaft

Doch nun wieder zurück zu meiner lieben, jungen Frau. Nach der Hochzeit ging ich nach Zürich, denn ich musste meine ganze Militärausrüstung wieder abgeben, da ich für 2 Jahre Urlaub hatte. Dann musste ich ein Wanderbuch und den Heimatschein besorgen, dann ich wollte sobald als möglich noch im Mai auf die Wanderschaft. Verschiedene Abschiedsbesuche mussten wir machen bei Verwandten und Bekannten, dann meldete ich mich beim Sektionschef ab, packte meine Reisetasche, und auf den 6. Juni 1876 wurde meine Abreise festgesetzt. Von den letzten Stunden bei meiner Liebsten will ich nicht berichten, das müsste ein jeder selbst durchmachen, wer einen Begriff davon haben wollte. Meine Kameraden begleiteten mich bis nach Baden, dann ging es mit der Bahn nach Waldshut, wo ich übernachtete. Ich wollte nach München, konnte aber wegen der grossen Überschwemmung, die anfangs Juni stattfand, nicht über Winterthur fahren, weil die Brücken weggerissen und grosse Strecken der Bahnlinie unterfressen waren. Bei Waldshut lagen in der Ebene dem Rhein nach Tausende von Klafern Holz, Saghölzer und Bauholz 10 Schuh hoch in den Baumästen hängend, so hoch ergoss sich der Fluss über die Felder. Am Morgen mit dem Frühzug fuhr ich nach Schaffhausen und Konstanz. Nach dem Mittagessen schaute ich mir die Stadt an und fuhr mit dem Schiff nach Friedrichshafen. Dort traf ich einige Handwerksburschen, die von München und Augsburg kamen, die sagten mir, ich solle nur wieder umkehren, es sei nichts los da draussen, es gebe nirgends Arbeit, und ich brauchte nur noch Geld. Ich kehrte wieder um und fuhr über den See nach Rorschach. Dort schaute ich mich nach Arbeit um und kam in die Werkstatt von Schreinermeister Egger. Da traf ich zu meinem Erstaunen einen guten Bekannten, der auch neben mir bei meinem Lehrmeister gearbeitet hatte. Es war Salomon Albrecht von Dielsdorf, und ich freute mich, gerade im Anfang einen Bekannten gefunden zu haben. Ich bekam dort Arbeit und das Heimweh plagte mich weniger. Ich blieb aber nur einige Wochen dort, denn ich konnte nichts neues lernen. Ich ging zu Fuss nach Heiden, das in prächtiger Lage auf der Höhe über dem Bodensee liegt. Dort bekam ich Arbeit bei Schreiner Sonderegger, derselbe hatte eine grosse Werkstatt beim Kurhaus und 6 Arbeiter. Da konnte ich mich etwas einleben und bei der Arbeit und den andern 5 Gesellen spürte ich den Druck des Heimwehs weniger. Es war eine schöne Zeit für mich, es war gerade Heuet. An meinem Kostort hatte ich es gut, das Brot musste ich selber kaufen, aber morgens und abends gab es Milch, Butter und Käse genug. Mein Dienstbüchlein mussten sie mir von daheim schicken, aber das kam unter so schwierigen Umständen und Umwegen durch die ganze Schweiz, dass es 3 Wochen dauerte, bis ich dasselbe erhielt. Das Kuvert war so voll Stempel, dass keiner mehr Platz gefunden hätte.

Ich hatte wieder kein Bleiben in Heiden, ich wollte ins Ausland, besonders wegen dem Militär, da ich mich abgemeldet hatte. So hatte ich zu gewärtigen in

den Wiederholungskurs einberufen zu werden. Dann hätte ich doch heimgehen und meine Effekten wieder in Empfang nehmen und einrücken müssen. Das wollte ich verhüten, darum musste ich fort von Heiden. Es war ein schöner Sonntagmorgen, als ich, begleitet von meinen Kollegen, von Heiden Abschied nahm und gegen Wolfhalden und Rheineck zu schritt. Einer meiner Kollegen trug meine Reisetasche und sagte, er wolle probieren, wie viel er mit Fechten [Betteln, Schnorren] zusammenbringe. Die Strecke war ungefähr 1 Stunde weit, und es hatte viele Häuser und Wirtschaften an der Strasse. Bis wir nach Rheineck kamen, hatte er über 5 Franken zusammengeföhnt. Das reichte für Znuni reichlich, und aus dem Überschuss kaufte er mir 1 Dutzend Landjäger als Reisebegleiter. Dann nahm ich Abschied. Ich fuhr mit der Bahn nach Basel und kam am Abend daselbst an. Ich übernachtete im Ochsen in Kleinbasel. Meinen Rock hing ich an die Wand, und doch haben mir über Nacht die Mäuse ein Loch in die Tasche gemacht und meine Landjäger angefressen. Am Morgen reiste ich zum St. Johantor hinaus am Schweizerzoll vorbei dem Elsass zu. Ich beabsichtigte zu Fuss nach Mülhausen und Strassburg zu gehen.

In St. Ludwig, einer grossen Ortschaft unterhalb Basel, fragte ich im Vorbeigehen bei einem Meister um Arbeit. Er sagte, wenn er nur Platz hätte, so könnte ich bleiben. Ich setzte meinen Weg fort, und etwa nach einer halben Stunde kam mir einer nachgelaufen und sagte, ich solle wieder mit ihm umkehren, ich könne Arbeit haben, der Meister schicke einen anderen fort. Am Sonntag war ich in Heiden fort und am Dienstagmorgen arbeitete ich schon wieder im Elsass. Es wurde meistens polierte Arbeit gemacht und sauber musste sie sein, denn der Meister Stark war ein exakter. Ich war sehr gern dort. Die Meisterin kochte ausgezeichnet und kargte nicht mit dem Essen. Sie war noch jung und war Hebamme. Ich kam gut aus mir ihr, und wenn der Meister am Sonntag ausging sagte sie zu mir: »Jakob, bleiben Sie nachmittags bei mir daheim und leisten Sie mir Gesellschaft. Wir bekommen dann etwas Gutes z'Vesper und trinken miteinander ein gutes Glas Wein». Ich blieb dann gerne bei ihr, ich konnte doch mein Geld sparen. Der Meister zeigte mir alles gerne, was ich noch nicht konnte, und dafür arbeitete ich für ihn an den meisten Sonntagen bis zum Essen. Es war kein Schaden für mich. Am 1. November gingen wir nach Basel auf die Messe. Ich liess meine Uhr im Schlafzimmer hängen, und als ich am Abend heimkam, war sie fort, gestohlen. Unsere Magd ging viel mit deutschen Soldaten von der Garnison von Hüningen spazieren, und die hat meine Uhr genommen und nachher einem ihrer Liebhaber gegeben. Man konnte ihr aber nichts nachweisen.

Ich war nun bald ein halbes Jahr hier und musste wieder weiter. Meinen Plan, nach Strassburg zu gehen, gab ich auf, und ich wollte nach Genf. Ich kündete dem Meister auf, aber sie wollten mich zuerst nicht fortlassen. Sie sagten mir, wenn ich keine Arbeit finde, solle ich nur wieder zu ihnen kommen. Ich ging nach Basel und mit der Bahn nach Bern. Ich übernachtete im Schlüssel, wo die

Herberge war. Am Morgen schrieb ich in der Wirtsstube einen Brief an meine liebe Frau, und mein Schirm lag neben mir auf dem Tisch. Als ich den Brief fertig hatte, war der Schirm fort. Ich machte Lärm. Es kam einer zur Tür herein. Ich sagte ihm was geschehen war. Gerade im Hausgang sei ihm einer begegnet, der habe einen Schirm unter dem Arm gehabt, sagte er zu mir. Wir eilten sofort auf die Strasse und sahen den Dieb gegen den Bahnhof laufen. Wir erwischten ihn noch auf der Strasse, ich riss ihm den Schirm aus der Hand, und als er noch aufbegehren wollte gab ihm der andere ein paar Ohrfeigen, und wir gingen wieder in die Herberge zurück.

Unter anderem sagte ein Handwerksbursche, der von Neuenburg kam, dort werde ein Schreiner gesucht in ein Hotel. Er gab mir die Adresse, und ich reiste mit dem nächsten Zug nach Neuenburg. Ich ging sofort zu dem Agenten, der diese Angelegenheit zu besorgen hatte. Man sagte mir, es seien schon 2 dagewesen, aber sie hätten nicht conveniert, ich könne die Stelle haben und sofort eintreten. Ich bekomme im Monat 80 Franken, freie Station und Wäsche im Hotel. Mir war es recht und ich sagte sofort zu, denn ich hatte nur noch ein paar Franken im Sack und noch nichts zu Abend gegessen. Der Agent kam mit mir ins Hotel. Es war das Mont Blanc, ein grosses Haus, am See gelegen. Es gehörte einer Aktiengesellschaft, und der Hotelier war Pächter. Ich wurde von der Gesellschaft angestellt und wohnte nun im Hotel. Der Pächter, Herr Baeder, liess mir sofort ein flottes Nachtessen geben, und nachher zeigte er mir die Zimmer und Möbel und teilte mir mit, dass ich zuerst die Möbel, wo es nötig sei, reparieren und aufpolieren müsse. Wenn ich etwas brauche, Material oder Werkzeug, so solle ich mich an den Sekretär wenden, der werde mir ein Büchlein ausstellen, und ich könne das andere besorgen. Ich war also ganz selbstständig. Am Morgen musste ich um 8 Uhr aufstehen, dann zum Frühstück in die Küche. Ich musste mit dem Personal essen. Um 9 Uhr ging ich an die Arbeit bis halb zwölf Uhr, dann musste ich um 2 Uhr wieder anfangen bis 4 Uhr zum Kaffee, dann war Feierabend. Nachher könne ich, so sagte mir Herr Baeder, im Keller helfen, was zu machen sei: Flaschenwein abfüllen, Pilsnerbier in Flaschen abziehen oder dem Portier helfen bis zum Nachtessen. Für dieses bekomme ich Extravergütung, das war mir schon recht. Nun war ich wieder für den Winter versorgt und hatte ein schönes Leben und guten Lohn. Mit dem Portier hatte ich Freundschaft geschlossen, und das hat mir noch manchen Franken und Gratistrunk eingetragen. Über den Winter hatten wir einige grosse Ballabende, und da musste ich servieren helfen. Angetan mit Stehkragen und weisser Kravatte, weisse Weste und Frack von Herrn Baeder geliefert, war ich ein flotter Kellner: Das Liebste war mir dann das Trinkgeld, das sich allemal auf 15 bis 20 Franken belief. Das füllte meine Kasse wieder, besonders da ich sehr sparsam mit dem Gelde umging. Ich ging manchmal mit dem Portier nach Serrière hinaus, wo alle Sonntage Tanz war, und er nahm seine Liebste mit. Wenn er nicht abkommen konnte, so musste ich mit seinem Schatz spazieren oder nach Serrière zum Tanz, und er gab mir das Geld dazu. Der Winter ging so

geschwind vorbei, und meine Arbeit war bald fertig. Da gab es noch ein Fest für die Angestellten des Hotels, es waren unser 23 Personen. Es kamen noch Bekannte aus andern Hotels dazu, und es wurde getanzt und Spiele gemacht. Wir bekamen ein flottes Essen, das Herr und Madame Baeder uns selber servierten, keiner durfte eine Hand rühren. Es war ein schönes Fest und eine Freude für die Herrschaft wie für die Bediensteten. So sollte es eben sein, da wäre es eher eine Freude zu leben.

So kam Ostern heran. Es war schönes Frühlingswetter, und mich zog es mächtig hinaus, an einen andern Ort, wo ich wieder den ganzen Tag schaffen und mich weiter ausbilden konnte. Denn meine Zeit war mir kurz zugemessen, und ich musste sie ausnützen. Nach einer gemütlichen Abschiedsfeier führte mich der Hotelomnibus am Ostermorgen mit meinem Gepäck auf den Bahnhof. Der Portier gab meinen Koffer im Gepäckraum ab und noch ein Abschiedstrunk, und ich dampfte mit dem Zug über Grandson nach Yverdon Lausanne zu, wo ich am Mittag ankam. Dort hatte ich schon einen Schulkameraden avisiert, der holte mich am Bahnhof ab. Es war Daniel Schlatter, ein Sohn von Kaspar Schlatter, auf Wolfen. Ich musste mit ihm zu Mittag essen an seinem Kostort. Dann zeigte er mir den Weg in der Stadt herum, und hin und wieder versuchten wir den Waadtländer. Ich konnte schon 1 Liter bezahlen, denn meine Kasse war in gutem Zustand. Ich besass von meinem Lohn und den Trinkgeldern noch über 300 Franken. Ich glaube, ich war der reichste Schreinergeselle in ganz Lausanne. Aber es war mir nicht wohl, bis ich wieder Arbeit hatte. Schon am Dienstag war ich so glücklich einen Meister zu finden, der mich sofort einstellte. Es war ein Züribieter, hiess Jakob Weber und war von Gossau. Er war schon mehr als 20 Jahre in der Stadt etabliert und hatte ein eigenes Haus. Ich sagte ihm gleich, dass ich meine Fremdenzeit nicht lange ausdehnen könne, ich müsse also in dieser Zeit noch soviel lernen, dass ich im Stande sei, mich später daheim etablieren zu können. Er solle mir Arbeit geben, dass ich dabei etwas lernen könne, der Lohn sei mir nicht die Hauptsache. Es waren unser 5 Gesellen in der Werkstatt. Einer namens Baer war von Hausen am Albis. Es wurde alles polierte Arbeit gemacht, und man bekam die Arbeit im Akkord, verdiente aber noch ordentlich, wenn man sich ein wenig eingeschafft hatte. Die Kost hatte ich etwa 10 Minuten weit weg in der Stadt. Das Schlafzimmer war unten im Keller, für die ersten Wochen musste ich mich leiden.

Daheim in Otelfingen wurde mir schon am 30. Oktober 1876 ein Sohn geboren, und meine liebe Frau schrieb mir, es sei alles gesund und munter. Ich schrieb ihr alle Monate ein Mal, wie es mir gehe. Wir waren immer beieinander, wenn auch nur brieflich, so konnten wir uns doch verständigen. Während dieser Zeit wurde daheim die Eisenbahn fertiggebaut und festlich eingeweiht. Meine Musikkollegen nahmen auch teil daran. Als Festmusik der Gemeinde fuhren sie mit dem Festzug nach Winterthur, für mich hatten sie einen anderen angestellt.

In unserer Werkstatt in der Rue Mercerie in Lausanne wurde wacker gearbeitet, und ich hatte die neue Arbeit bald begriffen und mir die Vorteile derselben angeeignet, sodass ich rasch vorwärts kam. Der Meister war zufrieden mit mir und besserte mir den Lohn auf, ohne dass ich ihn darum anging. Ich machte neben der Arbeitszeit ein schönes, poliertes Arbeitstischchen, das damals 70 Franken gekostet haben würde. Es wurde bis im Herbst fertig, und ich sandte es meiner lieben Frau als Weihnachtsgeschenk. Mein Lehrmeister hat es gar nicht glauben wollen, dass ich das gemacht hätte.

Ich war hier Mitglied der Grütlisektion, wurde als Buchhalter des Vereins gewählt und freute mich eines guten Ansehens bei meinen Vereinskollegen. Als Abgeordnete mussten ich und der Präsident des Vereins, Heinrich Schoch von Wyla, der später eine Geschäftsbücherfabrik und eine Schreibmaterialwarenhandlung in Winterthur betrieb, mit der Vereinsfahne an eine Fahnenweihe nach Payerne bei Murten und später einmal an eine Delegiertenversammlung nach Sitten im Wallis. Der Verein besass ein Haus an der Rue Madeleine und eine eigene Wirtschaft, im oberen Stock eine Kostgeberei mit Lesesaal. Meine 300 Franken hatte ich vorsorglich bei der Sparkasse des Vereins angelegt.

Im Sommer 1877 konnte ich einmal an einem Montagmorgen nicht aufstehen. Ich musste mich schon am Sonntagmittag hinlegen. Es war niemand da, den ich rufen konnte, bis die Logisfrau zufällig ins Zimmer kam und erschrak, als ich noch im Bett lag, ob meinem Aussehen. Das Gesicht war mit weissen, kleinen Blättern bedeckt und ganz rot. Sie holte den Präsidenten des Vereins von der Arbeit weg, und der holte eine Droschke und fuhr mit mir ins Spital. Ich hatte schon 40 Grad Fieber und wusste nicht mehr, was mit mir vorging. Ich war dann 9 Tage im heftigsten Fieber und ohne Bewusstsein. Tag und Nacht mussten mich 2 Wärter bewachen, sonst wäre ich ihnen zum Fenster hinaus gesprungen. Einmal habe ich einen gepackt und zu Boden geworfen und wollte zur Tür hinaus. Da kam gerade der andere wieder herein, und ich wurde wieder ins Bett spediert. In meiner Phantasie spielten sich grässliche Szenen ab, ungefähr wie in einem Kino der heutigen Zeit. Als alles vorüber war, konnte ich mich noch an alles erinnern. Es war mir immer, ich sei gefangen und die zwei, die mich bewachten, hätten jeder einen Revolver auf dem Tisch liegen. Die Ärzte hatten die Hoffnung aufgegeben, aber am 9. Tag sah ich zum ersten Mal wieder, dass es Tag war, und ich musste fragen, was das mit mir sei und wo ich mich befinde. Der Arzt sagte mir, es sei ein Wunder, dass ich noch lebe, ich habe es meiner gesunden und kräftigen Konstitution zu verdanken. Jetzt wusste ich was für eine Krankheit ich hatte, nämlich Gesichtsrose im höchsten Grad, zuerst im Gesicht und dann noch am Hinterkopf. Nun kam der Appetit und damit auch die Kräfte, und nach 14 Tagen konnte ich entlassen werden, aber zum Arbeiten langte es noch nicht. Es war gut, dass ich in der Krankenkasse war, sonst hätte es meiner Barschaft übel ergehen können. Ich habe so schon daraus brauchen müssen. In 4

Wochen konnte ich wieder arbeiten. Als ich aus dem Spital kam, musste ich zuerst ein anderes Zimmer suchen, denn es hatte es schon ein anderer in Besitz genommen. Den Koffer nahm ich fort, da ich ein Logis gefunden hatte, und als ich meine Habe untersuchte, fand ich, dass der neue Zimmerherr sich meine Abwesenheit zu Nutze gemacht und mir meine Hemden und Socken wüst traktiert hatte. Auch fehlten einige Stücke. Er hatte gewiss gehofft, ich werde sterben, und dann frage niemand mehr darnach. Ich habe ihn darüber zur Rede gestellt, aber er wurde noch grob und wollte von allem nichts wissen. Er hieß Schmid, war Schlosser und stammte von Niederhasli. Es kam aber bald an den Tag, was für ein Geselle das war. Er war nämlich Kassier beim Turnverein, und nicht lange nach unserem Streit hieß es auf einmal, er sei fort nach Frankreich und habe vergessen, die Kasse abzugeben. Die erste Nacht in meinem neuen Logis war aufregend. Kaum war ich recht im Bett, so fing ein Beissen an und von Schlafen war keine Rede mehr. Ich hatte am ganzen Körper grosse, runde Schwielen, und mein Schlafkollege sagte mir, das seien Wanzen. Aber ihn lassen sie in Ruhe, sein Blut munde ihnen nicht, und mich hatten sie so furchtbar gebissen.

Mein Kollege, Heinrich Schoch, suchte nun für uns beide ein Zimmer, und am Abend waren wir schon umgezogen. Wir hatten nun ein schönes, sonniges Zimmer in der Rue Mercerie mit Tisch, Sofa, 2 Sessel und 2 gute Betten, pro Monat 20 Franken. Die Logisfrau war froh ihr Zimmer wieder vermieten zu können, und sie sagte manchmal, so nette und anständige Zimmerherren habe sie noch nie gehabt. Auch mit dem neuen Kostort war ich zufrieden, die Frau war Witwe und hatte erwachsene Kinder. Der Sohn, auch ein Schreiner, arbeitete im gleichen Geschäft wie ich, und die Tochter musste der Mutter helfen, da sie immer 8 bis 10 Kostgänger hatte und es deshalb immer viel zu tun gab. Ich war da wie daheim und konnte der Frau manchmal aushelfen, wenn sie nicht gerade bei Kasse war und doch bezahlt werden musste. An schönen Sonntagen machten wir Ausflüge mit dem Dampfschiff nach Vevey oder über den See nach Evian im Savoyischen. Im Herbst gingen wir nach Grand-Vaud, wo man den ganzen Genfersee überschauen konnte. Da trank man den besten Waadtländer für 60 Rappen den Liter. Da haben wir manchen Liter gehöhlt und guten Räskäse dazu gegessen. Einmal waren wir auch dort in der Sauserzeit und hatten dem Waadtländer Sauser ein wenig zu viel Ehre angetan. Als wir abends mit der Bahn heimfuhren, merkte ich schon, dass sich in mir etwas vorbereitete, das ich lieber allein machen wollte. Ich konnte es kaum erwarten, bis es hieß: Lausanne aussteigen. Ich fühlte, dass die Katastrophe nicht mehr lange auf sich warten liess. 20 Schritt vor mir war der Ausgang, wo ein Eisenbahner und ein Polizist die Billete abnehmen mussten. Es war gut, dass die Beleuchtung etwas mangelhaft war, denn jetzt nahte die Eruption in meinem Magen. Ich hatte noch die Geistesgegenwart mich im Moment umzudrehen, dass mich die beim Ausgang nicht gleich sahen. Wie ich mich nach rückwärts kehrte, gings los, und ehe die anderen es recht begriffen, hatte ich einer noblen Dame die ganze Ladung ins Gesicht und über ihre seidenen Kleider geschleudert. Das dauerte nur einen

Augenblick, ich hörte nur noch «Mon Dieu, mon Dieu» rufen, und bis sich die Anwesenden von ihrem Schrecken erholt hatten, war ich in der Dunkelheit verschwunden. Ich rannte gegen Osten der Linie entlang bis an die Strasse, die nach Ouchy führte, schwang mich über den Hag auf die Strasse und war gerettet. Dann spazierte ich langsam, als ob nichts geschehen wäre, in die Stadt hinauf. Meine Kameraden sagten mir, dass sei eine schöne Geschichte gewesen. Der Dame ihre Kleider seien total kaputt gewesen. Alles habe gefragt, wer das gewesen sei, und die Polizei sei gekommen und habe nach dem Übeltäter gesucht, aber alles umsonst. Es hat mich keiner verraten, sonst hätte es eine teure Geschichte abgesetzt. Ich muss jetzt noch lachen, wenn ich daran denke.

Es kam der Winter, der dort nicht so streng ist wie bei uns. Bis am Silvesterabend hatten wir vollauf zu tun, um mit der bestellten Arbeit fertig zu werden, so dass sie noch vor Neujahr abgeliefert werden konnte. Am Neujahrsmorgen war Zahltag und Abrechnung vom ganzen Jahr. Es wurde nämlich am Zahltag nie der ganze Betrag ausbezahlt, es musste immer etwas stehen bleiben. Das wurde dann am Ende des Jahres mit dem letzten Zahltag ausbezahlt. Das machte dann ein schönes Sümmchen aus. Die Werkstatt wurde für die ganze Woche geschlossen, und die Arbeit fing erst am ersten Montag im neuen Jahr wieder an. Wir machten Ausflüge in die Umgegend. So machten wir auch einen Abstecher nach dem 2 Stunden entfernten Morges, einem kleinen Städtchen am Genfersee. Da war eine Tochter aus unserem Dorf in Pension im Café Cachet. Die haben wir besucht und einen gemütlichen Nachmittag miteinander verlebt. Ich hatte auf Neujahr einen schönen, neuen Überzieher beim Schneidermeister Sommerhalder, der auch beim Grütliverein war, machen lassen. Es kostete 100 Franken und nun noch eine neue Kleidung und 1 Paar neue Sonntagsschuhe, alles für 120 Franken. Ich hatte keine Ahnung, dass ich die neue Kleidung in Lausanne nie tragen würde.

Ende Februar bekam ich Besuch von einem Kollegen aus dem Elsass, der dort neben mir gearbeitet hatte, es war in St-Louis. Er hiess Joseph Kiefer und war von Mühlheim im Elsass. Der war in Zürich gewesen und hatte dort in Arbeit gestanden. Er war dann einmal nach Otelfingen gekommen und hatte meine Frau gefragt, wo ich jetzt arbeite. Sie gab ihm die Adresse, und er kam zu mir nach Lausanne. Da wurden wir rätig, einmal miteinander auf die Walz zu gehen. Ich nahm mein Geld aus der Sparkasse, ordnete die Geschäfte mit dem Verein und ging zum Schneider wegen der Kleidung, denn sie war fertig. Als ich ihm die Rechnung bezahlen wollte und ihm sagte, ich gehe jetzt fort von Lausanne, da wollte er mir das Geld gar nicht abnehmen. Er sagte, wenn ich nun verreisen wolle, so müsste ich auch Geld haben, ich könnte es ihm später per Post schicken. Ich legte das Geld auf den Tisch, aber er liess nicht nach bis ich noch 50 Franken zurücknahm, die ich ihm später zusandte. Das ist doch viel von einem Menschen, der mich ja nicht weiter kannte als vom Verein her. Ich muss schon einen guten Eindruck auf ihn gemacht haben. Als die Schriften in Ordnung

waren, nahm ich Abschied von meinen Bekannten, und wir pilgerten miteinander dem See nach hinauf bis nach Vivis [Vevey] und Montreux, wo wir übernachteten. Meinem Kollegen war das Geld ausgegangen, aber auf der Reise zahlt der, der Geld hat. Ich habe ihn nicht im Stich gelassen. Am Morgen gings bergauf nach Château-d'Oex, und wir marschierten den ganzen Tag. Wir probierten das Fechten, aber es schaute nicht viel dabei heraus. In einer Ziegelhütte bekam jeder einen Teller Suppe, die wir aber nur essen konnten, weil wir Hunger hatten, denn es war nirgends ein Wirtshaus zu finden. Es ist eine armselige Gegend, die Freiburger Hochebene. Die Leute hatten selber nichts, es ist da alles katholisch. Am Abend kamen wir nach dem Städtchen Bulle. Da assen wir etwas, und weil wir müde waren, so fuhren wir mit dem letzten Zug nach Freiburg, wo wir nachts 10 Uhr ankamen. Am Morgen schauten wir um Arbeit, aber es wollte sich nichts zeigen bis am Nachmittag, da hätte Joseph Arbeit bekommen. Es wäre ihm lieber gewesen, wenn wir beide hätten bleiben können, aber es war nur Platz für einen. Wir besahen uns die Stadt und Umgebung und gingen über die grosse Hängebrücke. Viel neues gab es nicht zu sehen. Freiburg ist eine alte Stadt, gebaut wird nicht viel und Industrie ist fast gar keine, da hätte es mir nicht gefallen. Wir dampften ab und fuhren nach Bern. Da war schon ein anderes Leben, die Stadt auch nicht so öde und einsam wie Freiburg. Es war nur wieder Arbeit für einen vorhanden und weil Joseph kein Geld hatte, so nahm er die Stelle an. Ich hatte im Sinn nach Strassburg zu gehen, um mich dort noch ein wenig umzusehen. Wir trennten uns, und er versprach, so bald er wieder genügend Geld habe, so wolle er auch nachkommen. Ich solle ihm meine Adresse senden, er sei ja mein Schuldner, weil ich ihn so ohne weiteres die ganze Zeit freigehalten habe.

Das unerwartete Ende der Walz

Ich reiste ab und fuhr nach Aarburg, stieg da aus, um meinen Schwager in Oftringen zu besuchen und dann nachher von Olten nach Basel und Strassburg zu fahren. Ich hatte von Bern aus schon an meine liebe Frau geschrieben, dass ich einige Tage in Oftringen bleiben werde, bis mein Kleiderkoffer von Lausanne eingetroffen sei. Ich hatte keine Ahnung, dass aus meinem Plan nichts werde. Nun kam ein Brief von meinem Bruder, ich solle noch nicht abreisen, er werde am Sonntag mit meiner Frau den Schwager besuchen. Am Sonntagmorgen holte ich meinen Koffer in Aarburg. Der Stationsvorstand wollte ihn nicht herausgeben, weil es Sonntag sei. Ich sagte ihm wie ich meine Kleider notwendig haben müsste, und endlich machte er den Schuppen auf und händigte mir die Sachen aus. Ich dankte ihm für die Gefälligkeit und machte mich auf den Weg, Oftringen zu. Mein Bruder und Berta waren schon da, und wir freuten uns des Wiedersehens. Sie berichteten, wie es wäre, wenn ich mit ihnen heimkäme, anstatt nach dem Elsass zu gehen. Es wären jetzt doch 2 Jahre vorbei, seit ich fort sei. Auch hätte ich jetzt eine gute Gelegenheit, für mich ein Geschäft anzufangen. Der Schwager von meinem Lehrmeister, Rudolf Duttweiler, der auch Schreiner war, habe ihnen gesagt, er wollte das Geschäft aufgeben. Er wäre froh, wenn ich heimkäme, ich könnte ihm das Werkzeug und den Brettervorrat abkaufen, ergebe es mir zu einem billigen Preis. Dann könnte ich die gleiche Werkstatt mieten, die er auch gehabt habe. Das war schon etwas, das man unter den jetzigen Umständen nicht versäumen durfte. Ich entschloss mich also, mit ihnen heimzugehen. Ich konnte es zuerst gar nicht fassen, dass mir ein so grosses Glück und so unverhofft zuteil werde. Ich freute mich, nun wieder mit dem Liebsten, das ich besass, vereint zu sein und meinen Buben einmal zu sehen. Ich mochte es kaum erwarten, bis die Zeit zur Abreise gekommen war. Wir nahmen Abschied von Schwager und Schwägerin und fuhren von Zofingen mit der neuen Nationalbahn über Suhr, Lenzburg, Mellingen und Baden der Heimat zu. Es war gerade Fasnachtsonntag, und im Höfli war Tanz. Ich wusste, dass meine Kollegen da Tanzmusik machen würden. Daheim gab es fröhliches Wiedersehen, und nach dem Nachtessen gingen wir auch ins Höfli. Ich hatte eine ganz neue Kleidung, einen feinen Überzieher und durfte mich schon sehen lassen. Die Leute waren alle freundlich mit mir, und ich merkte, dass sie jetzt schon etwas Respekt vor mir hatten. Meine Kollegen musste ich auch noch begrüssen, sie waren froh, dass ich wieder da war und die Gesellschaft wieder vollständig wurde.

Ein eigenes Geschäft

Nun war ich wieder daheim. Wie froh ich war kann man sich denken. Daheim, welch schönes Wort, und was alles darin enthalten ist! Es ist kein Wunder, wenn einen das Heimweh plagt, wenn man von der Heimat entfernt ist. Der Gedanke an die Heimat, wo man das Liebste hat, was man auf Erden besitzt, macht das Heimweh. Man wird häufig von den Menschen darob ausgelacht, aber nur von denen, die es noch nicht haben erfahren müssen, was es heisst: Heimat über alles, über alles auf der Welt. Ich habe es erfahren und habe Mitleid mit allen, die es erfahren müssen.

Ich konnte nun noch einige Zeit bei meinem Bruder wohnen, bis ich mit meinem Vorgänger Rudolf Duttweiler betreff Übernahme seines Geschäftes im Reinen war. Ich kaufte ihm das komplette Werkzeug mit dem ganzen Lattenvorrat um 1000 Franken ab und bezog seine bisher innegehabte Werkstatt bei Tierarzt Schlatter im Hause der Gebrüder Surber im Unterdorf. Der Zins war im Jahr 52 Franken oder 1 Franken pro Woche. Ich musste meinem Vorgänger noch verschiedene Arbeiten fertig machen helfen, und ich konnte am 15. April 1878 mit meinem eigenen Geschäft anfangen. Arbeit war genug vorhanden. Der Anfang war nur klein, aber er war meinen Verhältnissen angepasst, und ich musste mich nach meinem Gelde richten. Aller Anfang ist schwer, aber nur dann, wenn man zu hoch hinaus will und man nicht mit dem wenigen zufrieden ist, das man hat, sondern immer das will, das man nicht haben kann.



Haus Surber, Landstrasse, Otelfingen (1968 abgebrochen), 1878 die 1. Schreinerei von J. Schlatter
Aufnahme 1961

Da mir der Weg von der Werkstatt bis in den Sonnenrain mit der Zeit zu beschwerlich und zeitraubend war, so war ich genötigt, mir eine kleine Wohnung in der Nähe derselben zu suchen. Ich fand eine solche bei Jacob Bopp, Posthalter. Ich hatte ein grosses Schlafzimmer, das uns als Stube und Schlafzimmer dienen musste. Im Gang hatten wir einen kleinen Platz mit einem Petrolherd. Ich hatte bei meinem Auskauf noch ein 1 ½-schläfiges Bett bekommen, und das war alles, was wir jetzt besassen. Und doch waren wir sehr froh darüber. Ein älteres, kleines Kinderbett bekamen wir noch von daheim, und so konnten wir uns für den Anfang schon behelfen. Aber noch kein Tisch, kein Sessel, kein Kasten war da, für die Küche kein Besteck, weder Schüsseln noch Teller usw., das mussten wir alles zuerst anschaffen. Aber wir waren zufrieden mit dem und freuten uns bei dem Wenigen. Die notwendigen Möbel konnte ich ja selber machen, ohne die bestellte Arbeit zu hemmen, denn ich arbeitete alle Tage einige Stunden länger (so lange es Tag war), manchmal waren es 18 Stunden im Tag. Wir kamen so ganz unversehens zu einem kleinen Hausrat, wie wir ihn brauchten. Meine Frau war im Jahr vorher Arbeitslehrerin an der hiesigen Schule geworden, und alle Wochen musste sie zwei halbe Tage Arbeitsschule halten. Die Entsohlung war 200 Franken im Jahr. Wenn sie Schule hatte, nahm ich den Kleinen mit mir in die Werkstatt, wo er immer etwas zum Spielen fand. So ging die Zeit dahin. Wir beide hatten Arbeit genug, die war unsere Freude, und dann freuten wir uns wieder, wenn wir etwas verdient hatten und immer etwas vorwärts kamen. Ich und Rudolf Bräm arbeiteten viel miteinander, wenn eine grössere Arbeit zu machen war. Besonders viele Aussteuern waren damals zu machen. Es gab noch keine Aussteuergeschäfte und Möbelfabriken mit Maschinen, es musste alles von Hand gemacht werden, was natürlicherweise mühsamer war und mehr Zeit in Anspruch nahm. Nicht dass die Handarbeit besser und solider wäre als die heutige Maschinenarbeit, ich glaube eher das Gegenteil. Maschinen arbeiten immer exakter und gleichmässiger als Handarbeit, aber man wusste damals nichts anderes. Ich hatte noch keine Ahnung, dass mir einmal das Glück beschieden wäre mit eigenen Maschinen zu arbeiten und die Schreinerei im Grossen zu betreiben. Das Schicksal des Menschen vorauszusehen, das vermag eben niemand, und es wäre auch nicht nötig. Vorherhand arbeitete ich noch nach der alten Mode von Hand und war damit zufrieden. So ging das Jahr herum, das für uns ein rechtes Anfangsjahr war. Ein Jahr der Freude und des Glücks, oder ist es nicht eine Freude, wenn man am Ende des Jahres zurückblicken kann auf den Anfang einer Existenz, die über alles Erwarten einen so guten Abschluss gefunden hat?

Am 28. Januar 1879 wurde uns wieder ein Sohn geboren. Er wurde in der hiesigen Kirche getauft und erhielt den Namen Adolf. Seine Taufpaten waren Adolf Schibli, Kaspars (wir waren Geschwisterkinder), und er war auch bei der Musikgesellschaft wie ich. Die Gottesmutter war Anna Meier, Schlossers, von Otelfingen, eine Berufskollegin meiner Frau. Nun musste wieder tüchtig gearbeitet werden, denn unser Haushalt bestand schon aus 4 Personen, und die

Auslagen wurden schon grösser. Ich hatte immer genügend Arbeit und Verdienst, und wir waren genügsam und machten keine grossen Ansprüche an das Leben. Den Sommer über gab es keine grossen Veränderungen in unserem Haushalt. Wir gingen hinüber zu Fuss nach Schöflisdorf zu unseren Eltern auf Besuch, was ihnen und uns Freude machte. Sonst machten wir keine Reisen, höchstens einige Male nach Baden und nur selten nach Zürich.

Im Herbst ereignete sich etwas, das für unser künftiges Leben von grosser Bedeutung war. Unser Hausmeister, Posthalter Bopp, erzählte mir eines Tages, er habe das Grundstück, auf dem früher das abgebrannte Haus gestanden, im Handel. Der Wirt Jean Hauser wolle es ihm abkaufen, aber dieser wolle ihm nur 1800 Franken geben, und er gebe es nicht um diesen Betrag. Da kam mir der Gedanke, wie wäre es, wenn ich das Grundstück kaufen könnte. Dann hätte ich doch einen Platz, auf dem man später ein Haus bauen könnte. Schulden hatte ich noch keine, da wäre es vielleicht möglich, so viel aufzubringen. Ich besprach die Angelegenheit mit meiner Frau, und wir wurden einig, das Grundstück zu erwerben, wenn es irgend möglich sei. Auf die Anfrage, ob er willens wäre, das Land mir zu verkaufen, sagte der Eigentümer desselben, wenn ich es wolle, so gebe er es mir lieber als dem Hauser, der es ihm doch abdrücken wolle. Am Abend ging ich hin und habe es beim Mondschein ausgemessen, ohne dass jemand etwas merkte. Ich rechnete und fand es wäre ein vorteilhaftes Geschäft für mich. Eines Morgens, es war an einem Sonntag, sagte ich ihm, dass ich willens wäre, mit ihm betreff des Grundstückes zu unterhandeln, ich werde am Vormittag bei ihm erscheinen. Er war damit zufrieden, und um 3 Uhr war der Handel perfekt. Ich hatte das Grundstück um die Summe von 2250 Franken an mich gebracht. Der Quadratfuss [ca. 0,1 m²] kam etwa auf 16 Rappen zu stehen. Es war immerhin ein bescheidener Preis für ein so grosses Stück Bauland, mitten im Dorf und an zwei Strassen gelegen und noch dazu ganz eben, ein Stück Baumgarten und das andere Ackerland. In 3 Tagen wurde die Sache in der Notariatskanzlei Dielsdorf gefertigt, und nachdem ich meinen Verpflichtungen nach gekommen war, war ich auf einmal Gutsbesitzer geworden. Das gab nun viel zu reden im Dorf herum, besonders beim Wirt Hauser, der schon prophezeite, ich könne die Summe nicht bezahlen, und dann werde ich betrieben, und er könne es dann billiger kaufen. Aber er ist vorher gestorben, ehe es dazu gekommen ist. Nun hatten wir doch etwas Land für Kartoffeln und Gemüse, auch gab es Birnen, Äpfel und Zwetschgen.

Nach Neujahr 1880 wurde im Schulhaus die Lehrerwohnung frei, und wir bewarben uns darum und haben dieselbe dann erhalten. Es war eine schöne Wohnung, 1 Stube, 3 Schlafzimmer, Küche und 1 Zimmer daneben, einen schönen Keller und grosse Winde und ein grosser Garten. Das alles für den billigen Zins von 125 Franken pro Jahr. Da wir den Platz nicht brauchten, so wurde uns erlaubt, noch jemand zu uns zu nehmen. Wir fanden einen Mieter, der uns passte, in der Person des Jakob Meier von Buchs, der auf der Station Otelfingen

als Bahnwärter angestellt war und eine Frau und ein Kind hatte. Diese 3 Personen hatten noch genügend Platz bei uns. Tagsüber war er ja abwesend und ich in der Werkstatt. Nun wohnten wir billig, Meier zahlte 75 Franken, und somit hatten wir nur noch 50 Franken Hauszins zu bezahlen. Meine Frau hatte jetzt nicht mehr weit in die Arbeitsschule, was ihr auch sehr angenehm war. Sie hatte auch immer eine Lehrtochter, und das half ihr auch viel nach. Im Jahr 1876 hatte sie die erste, und dann alle 3 Jahre, wenn die Lehrzeit vorüber war, kam wieder eine andere, es waren im ganzen ihrer fünf gewesen.

Am 9. Mai 1880 wurde uns wieder ein Sohn geboren, ihm gaben wir den Namen Alfred. Als Taufpaten waren anwesend der Götti Jakob Schlatter, mein früherer Schulkamerad aus der obern Mühle und die Gotte Frau Barbara Surber, geb. Schibli. Jetzt waren wir schon 5 Personen. Ich hatte Arbeit genug und verdiente noch manchen Franken mit Musizieren. Ein wenig umständlich war es mir, dass die Werkstatt so weit von der Wohnung weg war, besonders im Winter. Dem musste ich abhelfen. Ich fand auch bald ein geeignetes Lokal bei Salomon Meier, Schuster, das auch schon früher eine Schreinerwerkstatt gewesen war. Ich renovierte dieselbe und stellte sie wieder in Stand und war dafür ein Jahr zinsfrei. Es war im Winter 1880 als ich die neue Werkstatt bezog. Den ganzen Tag und die ganze Nacht schneite und stürmte es schauderhaft, und am Morgen lag sogar Schnee, und der Sturmwind jagte denselben zu grossen Haufen, so dass in Buchs ein Eisenbahnzug gänzlich im Schnee begraben wurde, und auf unserer Station stand den ganzen Tag ein Zug, der nicht mehr fort konnte. Denselben Tag jagte der Schneesturm eine Scheune über den Haufen, dieselbe stand am Aabach bei der sogenannten Hütlmühle. Diese musste bei der Furttalkorrektion in den Achzigerjahren ihren Betrieb einstellen, weil das damalige Bachbett kanalisiert und tiefer gelegt wurde. Nach einigen Jahren wurde dieselbe durch eine Feuersbrunst zerstört. Grosse Veränderungen brachte dieses Jahr nicht, ich hatte in der Werkstatt zu tun. Meine Frau hatte jetzt zwei Lehrtochter und Arbeit übergenug. Die Haushaltung gab viel zu tun, dann die Buben, die Arbeitsschule und der Garten, das alles musste gemacht werden. Nach Feierabend gab es dann immer noch etwas für mich zu schaffen, entweder im Haus oder auf unserem Grundstück. Ich kaufte noch ein kleineres Stück Reben im Rain für 100 Franken, da hatten wir doch im Herbst eigene Trauben und noch etwas Wein.

In diesem Jahr musste ich einen Truppenzusammenzug mitmachen, der 18 Tage dauerte und sich in der Gegend zwischen Winterthur und Andelfingen abspielte. Ich war von Anfang bis zum Ende in der Küche, und im Manöver, das 4 bis 5 Tage dauerte, war ich Offizierskoch. Mit der Mannschaft musste ich nie ausrücken, ausser im Manöver waren wir in der neuen Kaserne in Winterthur eingelagert und kochten in der Militärküche an der Eulach. Wir waren ganz selbstständig. Wenn die Mannschaft zum Exerzieren ausgerückt war, so war bis zum Essen kein Offizier mehr zu sehen. Wir hatten aber auch keine Zeit zum

Faulenzen, denn bis 11 Uhr musste das Essen für die Mannschaft parat sein. Ich musste das Fleisch sieden und die Suppe parat machen, dann die Portionen schneiden, was viel Übung erforderte, damit jeder ein gleichgrosses Stück bekam und ich für 100 Mann Fleisch genug hatte und eher noch etwas übrig blieb als zu wenig. Dann war meine Arbeit getan. Zum Abwaschen, die Küche rein machen und Holz sägen und spalten waren andere da. Um halb 1 Uhr war alles fix und fertig, und wir hatten Ausgang und konnten gehen wohin wir wollten bis abends halb 5 Uhr, denn um 6 Uhr musste die Abendsuppe fertig sein. Nachher konnten wir ausgehen bis 9 Uhr. Um diese Zeit kam der Milchmann, und wenn die Milch versorgt war gab es im Schlafsaal noch eine Vorstellung oder ein Tierumzug oder eine Predigt bis der Major erschien und Ruhe gebot. Manchmal hatte er auch Freude an dem lustigen Treiben, und manchmal schaute er sogar noch eine Zeitlang zu. Es war früher beim Militär nicht so engherzig wie jetzt. Die Soldaten wurden human behandelt, und die Offiziere meinten nicht wunder was sie seien, sie waren nicht überspannt und so dummkopf wie heutzutage. Im Manöver mussten wir mit der Feldküche ausrücken, das war nicht so einfach wie heute. Für jede Kompanie waren 6 Feldkessel von Blech, die wurden an einer Stange über dem Feuer aufgehängt und Suppe und Fleisch darin gekocht, was nicht immer ohne Unfall abging. Abends wurde dann nicht abgekocht, dafür konnte die Mannschaft alle Morgen $\frac{1}{2}$ Liter Wein und 1 Portion Käse oder eine Wurst fassen. Am letzten Tag ging es immer



Küchenmannschaft Landwehrbataillon 67, im September 1886

J. Schlatter links vorne sitzend



Vor dem Rohbau der Schreinerei
Aufnahme 1882

fidel zu, da musste noch alles abgegeben werden. Der Sold wurde ausbezahlt und die Dienstbüchlein gefasst usw. Am Abend wurde noch bis 10 Uhr gesungen und auch etwa noch Bier eingeschmuggelt. Am Morgen bis um 10 Uhr musste alles erledigt sein, dann wurde eingestanden, die Musik spielte einige Stücke. Achtung wurde kommandiert, und dann hielt der Oberst oder der Major eine kurze Ansprache und dankte der Mannschaft für ihr gutes Verhalten und sagte auf Wiedersehen, das nächste Mal. Dann ertönte ein 3-maliges Hoch, und die Musik spielte: Rufst du mein Vaterland. Dann war Schluss, und alles ging auseinander. Die meisten zogen dem Bahnhof zu, um mit dem nächsten Zuge der Heimat zuzufahren. Nun wurde wieder gearbeitet nach diesen 3 wöchentlichen Ferien. Jetzt gab es nicht mehr alle Tage Rindfleisch und gute Suppe, aber ich war doch wieder daheim und hatte ein regelmässiges Leben.

Meine Frau hatte damals eine Lehrtochter von Dällikon, sie hiess Elisa Handel, ihr Vater war Webermeister in der Strafanstalt in Zürich. Im Sommer 1882 hatte ich im Sinne, auf meinem Grundstück vis-à-vis der Wirtschaft von Küfer Hauser eine Werkstatt zu bauen, da diejenige bei Salomon Meier zu klein war.

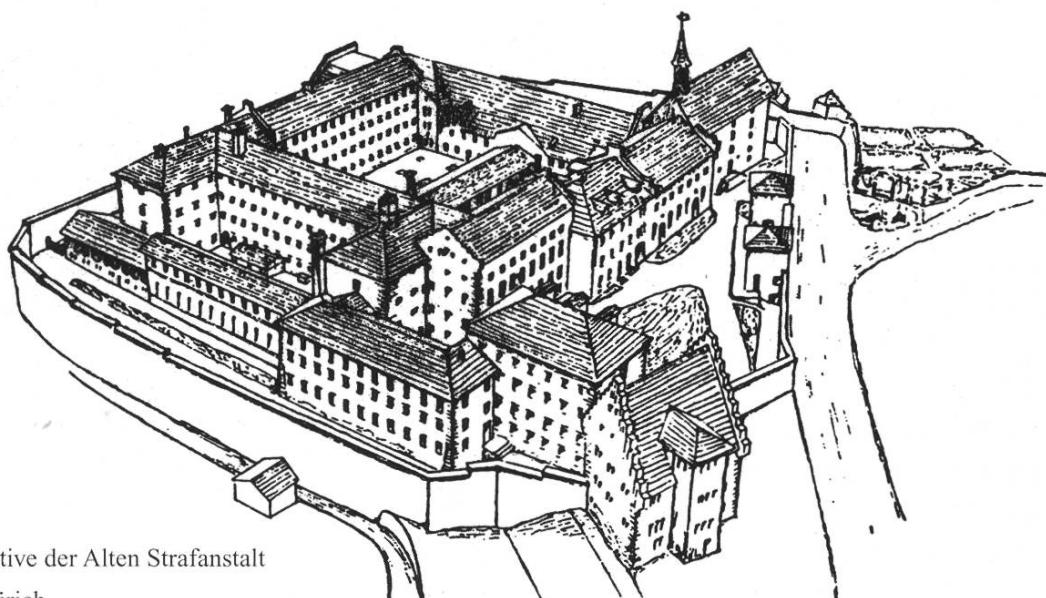
Ich hatte schon im Winter Bauholz gekauft und dasselbe behauen lassen. Es sollte eine geräumige Werkstatt und im obern Stock Platz für Laden [Holzbretter] haben. Das Geld wurde mir von Schlatter, alt Gemeindeammann versprochen, und der Plan war auch schon gemacht und der Bau an Maurer Vonrüti und Zimmermann Knecht in Otelfingen vergeben. Holz und Steine lieferte ich selbst. Ich hatte von der Gemeinde Oetlikon eine grossen Haufen Bausteine gekauft, die mussten nur noch auf den Platz geführt werden. Was meint ihr, was ich nun machte? Ich redete mit dem Gemeinderat darüber, und er gab mir den Rat es an der Gemeindeversammlung vorzubringen, ob mir die Bürger mit ihrem Fuhrwerk die Steine unentgeltlich zuführen würden. Ich machte das, und ich hatte die Freude, zu erfahren, dass mir die Leute alle gut gesinnt waren, denn meinem Gesuch wurde einstimmig entsprochen. An einem bestimmten Tag waren 15 Wagen auf dem Weg und die, welche kein Fuhrwerk stellen konnten, schickten einen Mann zum Auf- und Abladen. Am Abend waren die Steine auf dem Bauplatz und kostete mich nur 1 Tanse voll Most und einige Brote, was damals höchstens 8 bis 9 Franken kostete. Alle Abende arbeitete ich nach Feierabend noch bis 10 oder 11 Uhr auf dem Platz. Ich grub das Fundament aus und machte alles parat. Dann kamen die Maurer, und ich trug Pflaster und Steine herbei. Der Zimmermann hatte inzwischen den Abbund gemacht.

Als Schreinermeister in der Strafanstalt Zürich

Unterdessen war Herr Handel einmal an einem Sonntag zu uns auf Besuch gekommen und sagte unter anderem, es wäre in der Strafanstalt die Stelle eines Schreinermeisters offen. Wenn er mir raten könnte, so solle ich es probieren und mich anmelden. Wenn er mir irgendwie dazu verhelfen könne, so wolle er es tun. Nach dieser Eröffnung habe ich es mit meiner Frau besprochen, und wir kamen zu dem Schluss, dass es gar nicht so übel wäre, und ich sagte Herrn Handel, dass ich willens wäre, die Stelle anzunehmen. Ich werde in einigen Tagen nach Zürich kommen und mich persönlich anmelden. Wir hielten die Sache noch geheim, ich wollte zuerst sicher sein. Als ich mich beim Direktor vorstellte, musste ich noch eine schriftliche Anmeldung schreiben, und dann war ich entlassen. Nachher hatte dann die Anstaltskommission zu entscheiden, weil noch andere Anmeldungen da waren. Der Herr Direktor kam einmal persönlich zu mir, um sich über mich zu erkundigen. Als ich ihn zur Station begleitete, sagte er mir, ich solle mich darauf gefasst machen, denn ich werde wahrscheinlich gewählt. So sehr ich mich darüber freute, so dachte ich doch, was ich nun mit der angefangenen Werkstatt anfangen musste. Diese war zum Aufrichten fertig, und es konnte nicht mehr rückgängig gemacht werden. Sie wurde also an einem Samstag im August aufgerichtet. Da erhielt ich einen Bericht aus der Anstalt, dass ich von der Kommission als Schreinermeister gewählt sei und am 19. September die Stelle anzutreten habe. Die Besoldung sei 1200 Franken nebst Kleidung, freier Station und Wäsche.

Nun war die Werkstatt aufgerichtet, und ich konnte sie nicht brauchen. Da war guter Rat teuer, und doch fand sich ein Ausweg. Es war kurios, wenn wir noch so im Pech waren, immer hatten wir noch einen Weg gefunden, der zum Guten geführt hatte. Er fand sich auch hier, auch wenn schon der alt Gemeindeammann Schlatter mir sein Wort nicht gehalten hatte, als ich das Geld holen wollte für den Bau und Maurer und Zimmermann daheim darauf warteten. Er sagte, er gebe mir keins, ich gehe ja jetzt an einen Ort, wo ich nicht sicher sei, ob ich wieder lebendig heimkomme. Da stand ich nun bös in der Klemme, aber schon hatte der liebe Gott einen Weg gefunden, der uns von allem Ungemach und Sorgen befreite. Nach einigen Tagen kam ein Mann zu mir. Er sagte, er habe eben vernommen, was mir passiert sei wegen dem Gelde, das mir der alt Gemeindeammann versprochen habe. Er sei gekommen, um mir zu sagen, dass ich die verlangte Summe von 2500 Franken bei ihm in Empfang nehmen könne. Seine Frau habe ihm keine Ruhe gelassen, er müsse mir helfen. Das war Hilfe in der Not. Nun kam der andere Teil, und der war bald durchberaten. In unserer Stube im Schulhaus hielten wir Generalversammlung ab, ich, meine Frau und mein Bruder und die beiden Handwerker. Die Frage war die: Was ist unter den jetzigen Verhältnissen zu machen? Ist es besser, den Bauplatz zu lassen wie er ist, oder soll aus demselben ein ganzer werden, was ist

nun vorteilhafter? Ich entschied mich für das letztere, nämlich zum Abreissen des aufgerichteten Riegelbaues und dann einen neuen Unterbau zu erstellen und den schon bestehenden darauf zu stellen, so dass es ein ordentliches Wohnhaus gäbe und wir gut darin wohnen könnten und der untere, unausgebaute Raum später zu einer Werkstatt benutzt werden könnte. Ich ging dann zu Heinrich Surber, Knuppen, der mir so edelmütig aus der Klemme geholfen hatte und sagte es ihm. Er fand meinen Plan zweckmässig und versprach mir, die nötigen Mittel zur Bestreitung der Baukosten zu geben. Nun waren wir aus dem Ärgsten davon und konnten es wagen. Sofort wurde die Sache in Angriff genommen und es dauerte nicht lange, so wurde zum zweiten Mal aufgerichtet. Jetzt musste noch der Maurer seine Arbeit machen. Ich hatte schon vorher die Backsteine zu führen lassen. Wenn der Fuhrmann eine schwere Fuhr nach Zürich zu führen hatte, so brachte er im Retourweg ein Fuder Backsteine, und das kostete dann nur den halben Fuhrlohn. Ich machte am Abend alles parat für die Maurer, so dass sie keine Zeit versäumen mussten. Es war eine strenge Zeit für uns, aber wir hatten unser Ziel gesetzt, und es musste erreicht werden. Es war nur schade, dass ich die Schreinerarbeit nicht mehr selber machen konnte, aber die Zeit rückte heran, ich musste meine Stelle antreten. Ich liess vorderhand nur das Allernotwendigste machen, dann versorgte ich mein Handwerkzeug, räumte die alte Werkstatt aus, und es kam wieder ein neuer Abschnitt meines Lebens.



Vogelperspektive der Alten Strafanstalt
Oetenbach Zürich

Am 19. September 1882 war es als ich am Morgen vom obern Mühlesteg die steile Oetenbachgasse hinaufschritt und mir die hohe Zuchthausmauer, die sich der Strasse entlang zog und 6 bis 7 Meter hoch war, ansah. Das Herz klopfte mir ein wenig, als ich zum Portal kam und mir der Portier öffnete und hinter mir abschloss. Ein eigenartiges Gefühl beschleicht einen in den hohen Mauern, wo man nichts anderes sieht als ein Himmel und die Mauer. Ich meldete mich an und wurde zum Direktor geführt, der mir eine Instruktion gab. Dann kam der Schaffner, gab mir meine Dienstkleidung und führte mich in der Anstalt herum.

Er machte mich mit allem bekannt, was ich wissen musste. Dann kamen wir in den Schreinersaal, wo ich meinen Kollegen vorgestellt wurde, und nun war meine Installierung beendet. Im Anfang kam es mir kurios vor, wenn ich bei jeder Tür auf- und wieder zuschliessen musste. Die Gefangenen interessierten mich sehr, und ich machte mich mit jedem einzelnen bekannt. Ich wusste bald von allen, warum und wie lange sie da waren. Ich war bei allen gut angesehen, denn ich war gut mit ihnen, wenn sie ihre Arbeit recht machten und sich gut auführten. Ich habe manchen angetroffen, den ich früher kannte, so zum Beispiel den Vetter, der bei uns die zwei Häuser angezündet hatte und den Kaminfeger Meier von Buchs, der das gleiche Verbrechen gemacht hatte. Die Hausordnung war ziemlich nach militärischem Schnitt. Am Morgen um 4 ½ Uhr wurden wir vom Nachtwächter geweckt. Er ging von einem zum anderen und klopfte an die Tür, bis man Antwort gab. Halb 5 mussten die Zellen geöffnet werden, so dass die Gefangenen ihre Hosen, welche am Abend vor die Tür gehängt werden mussten, wieder hineinnahmen und sich ankleiden konnten. Dann musste ein jeder sein Nachtgeschirr leeren, auswaschen und wieder in die Zelle gehen, denn es wurde nur einer hinausgelassen. Wenn der fertig war, kam ein anderer dran. Der Abtritt war in der Mitte vom Gang, links und rechts die Zellenreihen, und hinten und vorn war der Gang durch eiserne Gittertüren abgeschlossen. Um halb 6 Uhr läutete die Anstaltsglocke zur Arbeit. Dann wurden die Zellen geöffnet, und einer hinter dem anderen, der Meister voran und einer zuletzt, ging es hinunter in den Arbeitssaal, der mitten im Hofe lag. Auf beiden Fensterseiten hatten 15 Hobelbänke und 2 Drehbänke, die Fräse und die Bandsäge ihren Platz. In der Mitte war der Ofen für den Leim, und auf einer Erhöhung stand das Doppelpult für die zwei Schreinermeister und war mit einem Tisch versehen zum Kaffeetrinken und Znuni und Zabig essen. Ein Gefangener war Zuschneider und hatte das Material zuzurichten und jedem an die Bank zu tragen. Uns musste er das Pult sauberhalten, das Essen für die Gefangenen am Speiseraufzug holen und beim Austeilen den Kessel nachtragen. Dieser Posten war sehr begehrt, denn es fiel immer etwas ab von unserem Tisch, ein Stück Fleisch oder ein halbes Glas Wein. Einer von uns musste immer im Saal sein, es durften nicht beide miteinander wegbleiben. Der Saal war immer voll besetzt, und wir hatten noch 4 grosse Arbeitszellen, in denen solche waren, die erst ankamen. Diese mussten die ersten 3 Monate allein in der Zelle arbeiten und auch da schlafen. Um halb 7 Uhr morgens war eine halbe Stunde Essenszeit. Da gab es jedoch 2 Schöpflöffel Hafersuppe und je nach der Zensurnote ½ Pfund Brot oder auch 1 Pfund. Bei ganz gutem Verhalten erhielt einer für Znuni ½ bis 1 Liter Milch und noch ½ Pfund Brot dazu. Das wäre draussen manchem Arbeiter auch recht, wenn er es hätte. Mittags 12 Uhr Mittagessen, Suppe mit zerhacktem Fleisch drin und Kartoffeln. Halb 1 Uhr wurde angetreten zum spazieren gehen. Die Türe wurde aufgemacht, der eine Aufseher voran und einer hinter dem anderen in den Hof. Der andere Meister schloss ab und kam nach. Im Hof neben der Schreinerei war ein kreisförmiger Fussweg, da mussten die Gefangenen in bestimmten Abständen hintereinander laufen, keiner durfte ein Wort reden oder

stillstehen. 1 Uhr wurde wieder eingerückt, und dann konnten sie noch $\frac{1}{2}$ Stunde ausruhen und $1\frac{1}{2}$ Uhr ertönte die Anstaltsglocke wieder, und es ging wieder los bis halb 4 Uhr. Es gab eine halbe Stunde Rast, und die, welche noch Brot hatten, assen es und tranken Wasser dazu. Halb 7 Uhr Nachtessen und dann noch arbeiten bis 8 Uhr. Dann läutete die Glocke zum Feierabend und wieder einer hinter dem anderen gings hinauf zum Schlafen. Der Hausarbeiter, auch ein Gefangener, der die Zellen in Ordnung halten musste, der hatte alle Zellentüren zu öffnen, und ein jeder wusste, wo er hingehörte. Geschwind die Hosen abgezogen und vor die Türe an den Nagel gehängt, die Zelle zugemacht, oben und unten die Riegel gesteckt, und hinten nach kam der Meister und schloss ab. Dann wurden die Gittertüren im Gang abgeschlossen, und der Tag war zu Ende.

So verging ein Tag wie der andere, jahraus und jahrein. Wir Angestellten hatten es ebenso, am Morgen 6 Uhr gabs Kaffee. Ein jeder hatte sein eigenes Geschirr mit der Nummer, die ihm zugeteilt war. Ein Kännchen Kaffee, eins mit Milch und für den Tag 1 Pfund Weissbrot, das mussten wir im Saale essen. Alle Tage bekam jeder 1 Liter guten Wein, den wir alle Morgen um 9 Uhr beim Kellermeister holen konnten. Dann tranken wir zum Znuni 1 Liter miteinander und machten einen guten Salat von Rindfleisch, Käse und Wurst mit Zwiebeln, Essig und Oel, welches wir von der Küchenmeisterin entlehnten. 11 Uhr war das Mittagessen für die erste Abteilung im Speisezimmer auf der Porte, wo der Portier sein Quartier hatte. Da gabs gute Suppe, zwei Gemüse und eine rechte Portion Fleisch, Mittwoch und Sonntag Braten. Bei jedem Teller lag ein Papier, wir hatten nämlich Suppe und Gemüse genug, und dann wurde das Fleisch in das Papier gewickelt und für das Znuni aufgehoben. Halb 12 kam die zweite Abteilung, die ersten mussten die zweiten ablösen. 12 Uhr war das Essen für die dritte Abteilung, es waren allemal 12 Mann. Die Weiber assen im Weiberhaus, wo sie ihrer vier waren. Die Oberaufseherin, die Küchenmeisterin, die Aufseherin im Waschhaus und eine Webermeisterin. Drei Uhr kam der Abendkaffee, den wir wieder im Saal einnahmen. Um 6 Uhr war für die erste Abteilung Nachtessenszeit, mit Suppe und Fleisch oder Wurst, am Mittwoch Kartoffeln und Käse. Um 8 Uhr war Schluss, dann hatte die eine Abteilung ihren Ausgang bis 11 Uhr. Es konnte ein jeder gehen, wohin er wollte. Die andere Abteilung musste daheim bleiben, und am anderen Tag kam dann die Reihe an sie. Die dritte Abteilung, die aus Wächtern, Hatschieren und den Portiers usw. bestand, hatte am Tage ihre Freizeit. Wir Meister hatten es schön in der Anstalt, waren selbständig, und ich als zweiter Schreinermeister kam fast alle Tage in allen Abteilungen herum. weil ich noch die Reparaturen und sonstigen Bauereien im Haus unter mir hatte. Ich kam auch viel ins Weiberhaus, wo ich viele Reparaturen und Änderungen machen musste. Für das hatte ich einen zuverlässigen Gefangenen, der die Arbeit machen musste. Sonst durften die Angestellten nicht ins Weiberhaus. Für mich gab es allemal einen guten Kaffee mit Butter, drum ging ich manchmal hin, auch wenn ich nichts zu tun hatte. Es gefiel mir sehr gut in meiner neuen Stellung. Es gab immer etwas Neues zu

sehen und zu hören. Abends, wenn unsere Abteilung keinen Ausgang hatte, so waren wir im Esszimmer beisammen. Die einen machten einen Jass, die andern lasen die verschiedenen Zeitungen, oder man unterhielt sich über Politik oder besprach die Tagesbegebenheiten, an denen kein Mangel war. Wenn wir Ausgang hatten, gingen immer unser 4 bis 5 Kollegen miteinander. Bei schönem Wetter machten wir einen Spaziergang in die Stadt oder an den Hegibach, wo wir dann bei einer bekannten Wirtin einkehrten. Oder bei schlechtem Wetter brachten wir es bis ins Schwanengässchen zu Frau Fisler, wo wir manchen vergnügten Abend verlebten. Wenn es dann am St. Peter 11 Uhr schlug, gingen wir eilends über den Lindenhof in unsere Heimat, und jeder machte, dass er ins Nest kam, denn kaum konnte man einschlafen, so klopfte der Wächter schon wieder an die Zimmertür. Wohl oder übel mussten wir halt aufstehen, um zur rechten Zeit fertig zu werden, denn Punkt halb 6 Uhr wurde zur Arbeit geläutet.

In unserem Arbeitssaal hatten wir 16 Arbeiter, und einige davon waren noch Anfänger. 5 hatten lebenslängliche Zuchthausstrafe wegen Mord. Einer namens Vogel war ein guter Schreiner und ein ständiger Kunde. Er war schon 23 Mal vorbestraft wegen Schwindel und Betrug. Da lernte man die Burschen kennen. Einer, ein Meyer von Tägerig, auch ein guter Kunde, war der beste Mensch. Er befasste sich nur mit Diebstahl und nahm nur Geld, und wo er eine arme Familie wusste, die sich in Not befand, so ging er sicher hin und gab ihnen von dem gestohlenen Geld, so viel sie brauchten. Dann hatte es auch wieder solche mit bösem Charakter, ganz schlechte Menschen, denen nicht zu trauen war und auf die man besondere Vorsicht anwenden musste. Im grossen und ganzen war es aber nicht besonders gefährlich mit solchen Menschen zusammen zu sein, denn sie waren unter sich auch nicht einig. Wenn ein Plan noch so gut ausgeheckt und geheim gehalten wurde, allemal, wenn er zur Ausführung kommen sollte, so war immer einer dabei, der im letzten Moment uns alles verriet.

Alle Sonntage mussten die Sträflinge zur Kirche, welche im Vorderbau gelegen war. Jeder hatte seinen eigenen Platz, der auf jeder Seite eine meterhohe Wand hatte und nur nach vorn offen war. Die Bankreihen waren so eingerichtet wie eine Treppe, so dass jeder auf die Kanzel sehen konnte. Die Weiber waren durch eine zwei Meter hohe Wand von den Männern getrennt, so dass sie noch miteinander singen konnten, aber einander nicht sahen. Beim Einrücken in die Kirche ging es der Reihe nach wie zur Arbeit. Einer musste hinter dem anderen gehen, keiner durfte reden, und dann kam jeder an seinen bestimmten Platz. Bei jeder Abteilung waren 2 Aufseher, die hatten ihre Extrasitze, so dass sie die ganze Schar übersehen konnten. Um 10 Uhr war der Gottesdienst beendet, und es wurde ausgerückt, aber nicht in die Zelle, sondern in den Hof zum Spazieren. 10 1/2 Uhr wurden sie wieder in ihre Zellen eingeschlossen, und wir gingen zum Mittagessen, das am Sonntag besonders gut war. Da gab es Braten oder Schinken und gute Suppe und Gemüse. Nach dem Essen musste wieder ein jeder zu seiner Abteilung, die am Sonntag viel grösser war, weil die Hälfte der

Angestellten frei hatte und die andere Hälfte den Dienst versehen musste. Das Essen für die Gefangenen musste am Aufzug geholt werden. Der Hausarbeiter trug den Suppenkessel, und ich machte die Zellen auf. Jeder hielt seine Gamelle hin, die ich ihm voll Suppe schöpfte. Dann gab es noch ein Gemüse dazu. Nach dem Essen mussten die Gamellen wieder abgegeben werden, und es war Ruhe bis halb 2 Uhr. Dann wurde wieder zum Einrücken kommandiert, und dann gings wieder in die Kirche. Nach dem Vortrag des Pfarrers, der meistens geschichtlicher Natur war, wurde noch eine Gesangsübung abgehalten, und dann musste jeder wieder in seine Zelle. Wir Aufseher gingen ins Esszimmer zum Abendessen, und nachher gab es noch gemütliche Unterhaltung bis zum Nachtessen. Dann um 7 Uhr, nachdem die Mannschaft das Essen erhalten hatte, wurde Schluss gemacht, und der Sonntag war vorbei. Dieser war immer der strengste Tag der Woche.

So ging es eine Woche um die andere, bis das Jahr herum war. Wenn ein Festtag war, Ostern, Pfingsten usw. bekamen die Gefangenen Extrakost, wenn die Kasse es erlaubte. Das heisst, wenn sie etwas verdientes Geld in der Anstaltskasse hatten. Dann konnte ein jeder auf einen Zettel aufschreiben, was er für den Festtag gerne hätte. 3 Dezi Wein, eine Wurst, eine Portion Käse. Notierte er zuviel, so wurde es gestrichen. Nach jedem solchen Extrakosttag meldete sich ein grosser Teil krank, die ungewohnten Speisen hatten ihnen den Magen verdorben. Die gewöhnliche Medizin, die ihnen dann vom Anstalsarzt, gegeben wurde, war ein Glas voll Bitterwasser oder ein Löffel voll englisches Salz, dann schickte er sie wieder an die Arbeit. Alle 10 Tage ging der Krankenwärter in den Saal, und jeder musste sich die Haare schneiden und rasieren lassen. Auch wurde einem jeden nach der Verurteilung die Haare kurz abgeschnitten. Wer einen Bart hatte, dem wurde derselbe ohne weiteres glatt abrasiert. Erst 3 Monate vor seiner Entlassung konnte er ihn wieder wachsen lassen.

Ich könnte noch ein ganzes Buch schreiben, wenn ich alles beschreiben wollte, was ich in den 4 Jahren meines Aufenthaltes in der Anstalt alles gesehen und beobachtet habe. Einmal liess mir einer ein schweres Stück Holz auf den Fuss fallen, dass es mir den grossen Zehen breitschlug. Ich konnte einige Tage kaum stehen. Da bekam ich Urlaub und konnte 8 Tage daheim bleiben. Ich habe diese Zeit über immer gearbeitet, denn wir waren immer noch am Bauen. Wenn etwas Wichtiges zu machen war, so erhielt ich vom Herrn Direktor immer einige Tage Urlaub, denn ich war gut angeschrieben bei ihm. Auch mit dem Verwalter, Herrn Lehmann, war ich sehr zufrieden. Überhaupt war es auch da wie es heisst: Bettest gut, so liegst gut. 1883 war die Landesausstellung in Zürich, und wir hatten auch Arbeiten ausgestellt. Ich konnte deshalb alle Wochen einen halben Tag freimachen und kostenfrei die Ausstellung besuchen. Auch erhielt jeder Angestellte über die Dauer derselben 5 Freibillete und 5 Tage Extraurlaub zum Besuch der Ausstellung. Mein Kollege, der andere Schreinermeister, hiess Sprenger und war von Rheinfelden. Wir hielten immer gute Kameradschaft miteinander.

Wieder eigener Herr und Meister

So ging wieder ein Jahr um das andere dahin, und trotzdem ich gerne in der Anstalt war, kam doch immer der Gedanke in mir auf, es könne in die Länge nicht mehr gehen. Denn es handelte sich nicht nur um mich, ich hatte daheim ein eigenes Haus und Frau und Kinder, die ich auch nicht immer allein lassen konnte. Am 9. September 1884 wurde uns wieder ein Knabe geboren, der Ernst getauft wurde. Sein Götti war Jakob Meier-Güller, der später in Zürich eine grosse Kohlenhandlung betrieb. Die Gotte hiess Barbara Schlatter, auf Wolfen. Jetzt war unsere Familie schon wieder grösser, und es gab für die Mutter wieder viel grössere Arbeit. Es ging schon auf den Winter zu und den wollte ich noch in der Anstalt zubringen, denn ich dachte es sei besser, wenn ich im Frühjahr wieder für mich anfange als im Winter. Ich hatte noch verschiedene Arbeiten an unserem Haus zu machen, und die wollte ich in unserer Schreinerei machen lassen, weil ich es bedeutend billiger bekam, als ich es selber machen konnte. Es mussten noch Jalousieladen gemacht werden, auch ein Kasten und 2 Tische und noch verschiedenes, das wir notwendig hatten. Das alles kostete mich nicht viel, und dazu machte ich für mich einen schönen Werkzeugkasten und alles neue Möbel und sonstiges Werkzeug dazu, was mir nachher sehr gut zu staatten kam. Da wir Meister nicht arbeiten durften, so musste ich vom Verwalter erst die Bewilligung dazu haben, die ich auch anstandslos erhielt, weil ich die Arbeit für mich machte. Auch haben mir noch einige Sträflinge dabei geholfen, so dass ich nach Neujahr einen flotten neuen Werkzeugkasten beisammen hatte, der mich fast nichts kostete. Im Januar 1885 kündete ich meine Stelle auf den 1. Mai. Der Direktor wollte anfangs nichts davon wissen, aber als ich ihm die Gründe angab, konnte er es doch begreifen. Aber er sagte, es wäre ihm lieber, wenn ich bleiben würde. Ich erhielt von ihm noch ein gutes Zeugnis. Auch der Schaffner und die andern Angestellten liessen mich nur ungern ziehen, denn ich bin mit allen gut ausgekommen. Auch die Sträflinge hätten es lieber gesehen, wenn einige von den andern gegangen wären. Am letzten Tag im April gab ich meine Dienstkleider und Schlüssel dem Schaffner ab, nahm Abschied von den Angestellten, und am Nachmittag ging ich frohen Mutes zum Tor hinaus. Das waren ganz andere Gefühle und Gedanken, als damals vor 4 Jahren, als ich durch das gleiche Tor eintrat in eine mir ganz fremde Welt. Ich konnte es kaum erwarten, bis die Zeit da war, wo mich die Eisenbahn nach der Heimat brachte.

Nun war ich wieder daheim, zum zweiten Mal, nach mehrjähriger Abwesenheit und zwar in meinem eigenen Heim. Die ersten Tage konnte ich noch nicht viel leisten, ich musste nun zuerst wieder eine Werkstatt haben, oder wenigstens einen Raum dazu. Meine Frau hatte nämlich während der Zeit, da ich in Zürich war, einen kleinen Handel angefangen mit Baumwoll- und Wollengarn und -faden, wie man es in der Arbeitsschule brauchte. Derselbe vergrösserte sich zusehends. Es wurden noch andere Artikel angeschafft, so dass es schon ein separates Zimmer dazu brauchte. Als ich nun heimkam, und wir uns über die

Massnahmen berieten, die nun nötig wurden, kamen wir auf den Gedanken, den Laden, der sich im obern Stock befand, in den untern Raum zu verlegen, welcher früher für die Werkstatt bestimmt war. Darum musste ich mich nach einem andern Raum umsehen. Neben diesem Raum war ein geräumiger Holzschoß, und den bestimmte ich für die Werkstatt und ging sofort ans Werk. Ich legte einen Boden und mauerte vorn den Eingang zu, setzte eine Türe ein und ein paar Fenster, und die Werkstatt war fertig. Einen Ofen und 1 Hobelbank hatte ich noch, ebenso das Werkzeug dazu. Das alles wurde eingerichtet, auch der neue Werkzeugschrank fand seinen Platz. Es war jetzt eine Freude zu schaffen. In der ersten Zeit kam es mich mühsam an, ich konnte noch keinen Tag durcharbeiten, weil ich eben 4 Jahre lang nicht mehr körperlich arbeiten musste. So ging es eine Zeitlang, bis ich wieder eingeschafft war. Im Anfang wurde ich schrecklich müde, aber dann kam es immer besser. Arbeit hatte ich bald wieder genug, und es kam alles wieder ins rechte Geleise, wie wenn ich nie fort gewesen wäre. Ich hatte nebst meiner Arbeitszeit noch manches für uns zu machen. Besonders fehlte am Hause noch vieles, und der Laden musste beständig vergrößert werden, denn wir hielten nun auch noch Kolonialwaren. Als nun in der Folge immer jemand im Laden sein musste, so legten wir so nach und nach andere Artikel zu: Tuchwaren, zuerst nur wenig, dann wieder Mercerie-artikel, Bonneteriewaren. Es rief eins dem andern, bis der ganze untere Raum angefüllt war. Das gab alles viel Arbeit und zu denken. Es mussten Gestelle, Tische mit Schubladen und vieles andere gemacht werden, um alles zu platzieren. Dann kamen immer mehr Geschäftsreisende, denen man Bescheid geben musste. Es mussten Zahlungen gemacht werden, und das Geld langte selten. Ich musste immer andere Leute in Anspruch nehmen. Wir hatten gottlob Kredit bei den Grossisten, wie bei den Leuten im Dorf, denn sie sahen, dass wir uns Mühe gaben und sparten und tätig waren. Wenn wir schnell einige Hundert Franken brauchten, so wussten wir schon, wo wir anklopfen mussten. Die Geber wussten aber auch, dass sie auf die versprochene Zeit ihr Geld wieder erhielten. Einer, der mir vorher das versprochene Darlehen nicht gegeben hatte, als ich zu bauen anfing, der war aus einem Saulus ein Paulus geworden. Er redete mich nun selber an und sagte, wenn ich Geld brauche, so wolle ich nur ungeniert kommen. So können sich die Menschen ändern.

Öffentliche Ämter

Ämter habe ich nie gesucht. Ich hätte auch keine Zeit dazu gehabt. Und doch konnte ich mich nicht ganz davon freimachen. 3 Jahre war ich Mitglied der Steuerkommission, dem undankbarsten Amt auf der Welt. Nachher wurde ich in die Orgelbaukommission gewählt. Wir erhielten nämlich statt dem Harmonium eine neue Orgel in der Kirche. Jetzt kam die Frage, wohin dieselbe zu platzieren sei. Die andern 3 Mitglieder wollten sie auf der Empore in einen Winkel stellen, da nehme sie am wenigsten Platz weg. Herr Hauptmann Güller in Hüttikon und ich widersprachen denselben aufs äusserste, und wir brachten sie endlich dazu, dass die alte Kanzel in der Mitte der Kirche weggerissen wurde und die Orgel an ihren Platz kam. Ich ging dann nach Zürich und bestellte in der grossen Schreinerei von Bodmer und Ammann eine neue Kanzel, die dann in eine Ecke gestellt wurde, wo sie jetzt noch steht. Also waren es wir zwei gewesen, denen die Gemeinde den gegenwärtigen Standort der Orgel in der Mitte der Kirche zu verdanken hat. Diesen Verdienst hat dann nachher der Präsident Schibli beansprucht, wenn er schon in der Platzfrage unser heftigster Gegner war und von der ganzen Geschichte wenig verstand. Undank ist eben der Welt Lohn.



Innenansicht Kirche Otelfingen mit
im Chor stehender Orgel
Aufnahme 1945

Nachher wurde ich vom Gemeinderat mit mehreren Vormundschaften beglückt. So wurde ich Vormund über Johannes Bräm, Tischmachers, einem Bruder meiner Mutter. Derselbe wurde geboren im Jahr 1827 und war etwas geistes schwach und noch ledig. Er war bald da und bald dort. Als er aber arbeitsunfähig wurde, so musste ich ihn verkostgelden bei Jean Bopp, Paulis, wo er dann nach einiger Zeit gestorben ist am 25. Februar 1894. Er hinterliess noch ein Vermögen von 2966 Franken, das an 4 Haupterben zu verteilen war. Da nun 2 von den Erben schon einige Male aus der Armenkasse hatten unterstützt werden müssen, so glaubten dieselben, die Armenbehörde werde nun von ihrem Anspruchsrecht Gebrauch machen und sich mit dem Erbteil bezahlt machen, oder wenigstens die Auszahlung verhindern. Nachdem ich das Kapital flüssig gemacht hatte und alles beieinander war, so fragte ich den Präsident Schibli, der auch in der Armenpflege war, ob ich nun die Erben einladen könne um die Auszahlung zu machen. Ich machte ihn noch aufmerksam betreff der Forderung der Armenpflege. Ich lud nun die Beteiligten auf einen bestimmten Tag ein und zahlte jedem seinen Teil aus. Ich erhielt auch 370 Franken. Ein Erbe, Heinrich Bräm, Schreiner in Zürich, welcher auch schon unterstützt werden musste, hatte an Pfarrer Naef noch einen Brief geschrieben, ob er das Geld selber holen könne oder ob die Armenpflege das Erbe in Empfang nehmen wolle. Er erhielt aber keine Antwort. Nachdem ich nun glaubte, es sei nun alles in Ordnung (ich hatte nämlich nicht an die Ränke unserer ehrgeizigen und selbstgerechten Armenpflege gedacht), so hielten die eine ausserordentliche Sitzung ab. Ich wurde fast als Verbrecher hingestellt, der sich erfrechte das Guthaben der Armenpflege an die Erben auszuliefern, ohne zuerst untertänigst die gnädigen Herren von Otelfingen anzufragen. Es wurde beschlossen, mich wegen meines eigenmächtigen und ehrverletzenden Verfahrens für Schadlos haltung zu belangen und die noch in der Schirmlade befindlichen Werttitel (die aber alle ab bezahlt waren) mit Beschlag zu belegen. Sie triumphierten öffentlich, jetzt haben sie einmal einen erwischt, der müsse jetzt blechen. Einige Tage darauf kam der Pfarrer zu mir und brachte mir ein Schreiben von der Armenpflege, das ich hier im Original beilege. Der Pfarrer sagte zu mir, er wolle mir helfen, dass ich das Geld von den Empfängern wieder zurückhalte. Zu dem Zweck wolle er mit mir nach Zürich gehen, und dann bekommen wir das Geld vielleicht wieder heraus. Ich hatte nachher vernommen, dass die Herren in der Sitzung gesagt hätten, sie wüssten schon, dass sie im Unrecht seien. Der Pfarrer musste mit mir reden und mir die Katze den Buckel hinaufjagen (also den Bölima spielen), dann werde ich schon helfen, dass sie das Geld doch noch kriegen. Ich traute der Sache nicht recht, und als der Pfarrer fort war, machte ich mich parat und fuhr abends 5 Uhr nach Zürich zu meinem Bruder, dem ich die Sache erzählte. Wir gingen dann noch zu dem Vetter Bräm ins Selnau und berieten miteinander, was da zu machen sei. Sie erklärten mir, das Geld sei noch da und wenn es so sei, dass ich dafür aufkommen müsste, so stehe es mir zur Verfügung. Zuerst müsste man noch einen Advokaten fragen, was er zu der Sache meine. Vetter Bräm meinte, ich solle mich zuerst noch auf dem Büro der öffent-

lichen Armenpflege erkundigen. Am Morgen ging ich dorthin und erzählte dem anwesenden Sekretär alles. Aber da kam ich schön an. Der noble Herr Sekretär fuhr mich an: Ja natürlich sei ich schuldig und verpflichtet zu veranlassen, dass die Betreffenden das Geld wieder herausgeben, oder ich könne dafür haftbar gemacht werden. Es nähme ihn wunder, wie ich mich habe unterstehen können, der Armenbehörde ihr Guthaben vor der Nase wegzunehmen. Es wäre mir besser angestanden, wenn ich derselben vorschriftsgemäss angezeigt hätte, dass sie sich an dem bestimmten Tag mit den Erben einzufinden hätten, um ihr Guthaben in Empfang zu nehmen. Es war mir nicht wohl bei der Sache, und so ging ich zu Fürsprech Wolf, der gerade vor Obergericht einen Fall zu vertreten hatte. Ich liess ihn herausrufen und erklärte ihm die Sache und sagte ihm auch, wie es mir bei dem Sekretär gegangen sei. Er lachte und sagte mir, dieser sei halt ein guter Freund von Pfarrer Naef und da sei es selbstverständlich, dass er nicht zu meinen Gunsten geredet habe. Ich solle nur keine Angst haben, die Sache sei gar nicht so schlimm. Da er jetzt keine Zeit habe, so wolle er mir die Sache schriftlich senden, es sei besser, wenn ich ein schriftliches Gutachten vorweisen könne. Ich solle mich vorläufig auf nichts einlassen und der Sache ihren Lauf lassen. Ich habe gar nichts zu riskieren, wohl aber könnten die Herren Armenpfleger in die Lage kommen, den streitigen Betrag aus ihrer Tasche zu ersetzen. Nun war es mir wieder leichter ums Herz. Ich sagte meinem Bruder, wenn jemand von der Armenpflege komme, so sollen sie ja kein Geld herausgeben, bis die Sache erledigt sei. Nun fuhr ich frohen Mutes wieder heim, um meiner Frau die gute Kunde zu überbringen. Auf dem Heimweg traf ich unverhofft mit dem Pfarrer zusammen, der aber ein wenig erschrocken war. Er fragte mich, ob es gut gegangen sei. Ich gab ihm zur Antwort ja, ja, und ich müsse pressieren, meine Frau warte auf mich. Er hat wahrscheinlich schon gemerkt, dass ihre faule Sache so gut wie verloren sei, denn von da an hat keiner mehr etwas von der Sache verlauten lassen. Sie waren froh, wenn niemand etwas davon erwähnte. Ich aber wusste jetzt was für Herren das waren und wie sie es mit der Wahrheit und der Gerechtigkeit hielten.

Im Jahr 1894 wurde ich Vormund über den minderjährigen Emil Suter von Rein/Aargau. Es war ein Sohn von Herrn Heinrich Suter und der Margaretha geb. Bräm, einer Schwester meiner Mutter. Dann wurde mir die Vormundschaft über die Familie des verstorbenen Heinrich Schlatter, Dreher, übertragen. Da gab es schon mehr zu tun. Seine Frau Barbara, geb. Schibli und der Verstorbene waren Geschwisterkinder zu mir. 4 minderjährige Kinder waren da, und für die musste gesorgt werden, denn die Mutter starb frühzeitig an den Folgen der Trunksucht. Man kann sich denken, dass die Erziehung der 4 Kinder zu wünschen übrig liess. Dann gab es noch Verdriesslichkeiten mit einigen Schuldnern von der Gütergant her, Betreibungen usw., so dass ich froh war, nach Verfluss von 4 Jahren die Stelle an Adolf Schibli abtreten zu können. Aber schon war wieder etwas anderes parat. Mein Schwager J. Meier in Schöfflisdorf

Herrn *H. Schlatter, Schreiner*

Dahier.

Armenpflege Theile ich Ihnen in Abschrift ein Gesuch der Armenpflege mit, des dieselbe an den E. Gemeindsrath Helfingen gerichtet hat.

Wir! die Armenpflege Helfingen gelangt hierzu an Sie mit dem ehrebliebigen Gesuch, Sie möchten dafür besorgt sein, daß bei Aushilfzeite des Vermögens des am 25. II. 1894 in hier verstorbenen Herrn Bräm, Wagnermeister, von Helfingen, die den Herrn Herrn Bräm, Böfmann, geb. d. 14. VI. 1821, wohnh. in Selma, Zürich, u. Frau Schlatter, e. Gartshäfer, geb. d. 27. VI. 1848, - zufallenden Erbtheile soweit nöthig zu Gunsten der Armenkasse Helfingen unentbehalten a. dem Herrn Vermüller derselben zugewiesen werden. — Finden es aber den Geändern ist bis Ende 1893 an Hafersubventionen anno der Armenkasse bezahlt worden der Betrag von pros 685. In langgezogenen Jahr wurden für ihn berechnet pros 150, zusammen pros 835. Für Schlatter, Frau wurden in den Jahren 1884-89 ausgeschüttet im Ganzen pros 752. — Zu der angenommen Hoffnung, Sie werden das obige Gesuch begründet fündend derselben entsprechen, verbleibe ich Ihnen herzlichst schätzungsweise. —

Die Armenpflege rechtfertigt daran, daß die in der Schirmkasse liegenden Wertpapiere ihr als Deckung zugewiesen werden, da ihre Forderung natürlich nicht beansprucht werden kann. — Fündem wir Ihnen Vorschlag des Herrn Bräm zu bringen.

grüßlich achtkungsreell

Armenpflege:

Der Präs.: *Th. A.*

Helfingen d. 26. Nov. 1894.

starb am 29. Juli 1911, und ich wurde vom Gemeinderat Schöflisdorf zum Vormund über die minderjährigen Geschwister Anna und Heinrich ernannt. Auch da gab es wieder einige unliebsame Geschichten. Wegen einer Vaterschaftsklage der Tochter Anna Meier gegen den Briefträger Joh. Mülli von Schöflisdorf musste zuerst vor dem Friedensrichteramt Schöflisdorf und dann vor dem Bezirksgericht Dielsdorf verhandelt werden. Es endete mit der Verurteilung des Mülli. Acht Tage vorher wurde der junge Posthalter geboren und stimmte mit allem überein, was die Klägerin aussagte. Mülli musste für den Knaben die Kosten des Kindbett und dann bis zum 16. Jahr jeden Monat 20 Franken bezahlen. Als Anna dann bald nachher heiratete, so wurde ich wieder frei vom Amt. Ich war nur noch 3 Jahre lang Mitglied der Steuerkommission der Gemeinde, und dann machte ich Schluss und nahm nichts mehr an.

Arbeiten, Umbauten und eine grösser werdende Familie



Familie J. Schlatter-Meier

Aufnahme 1889

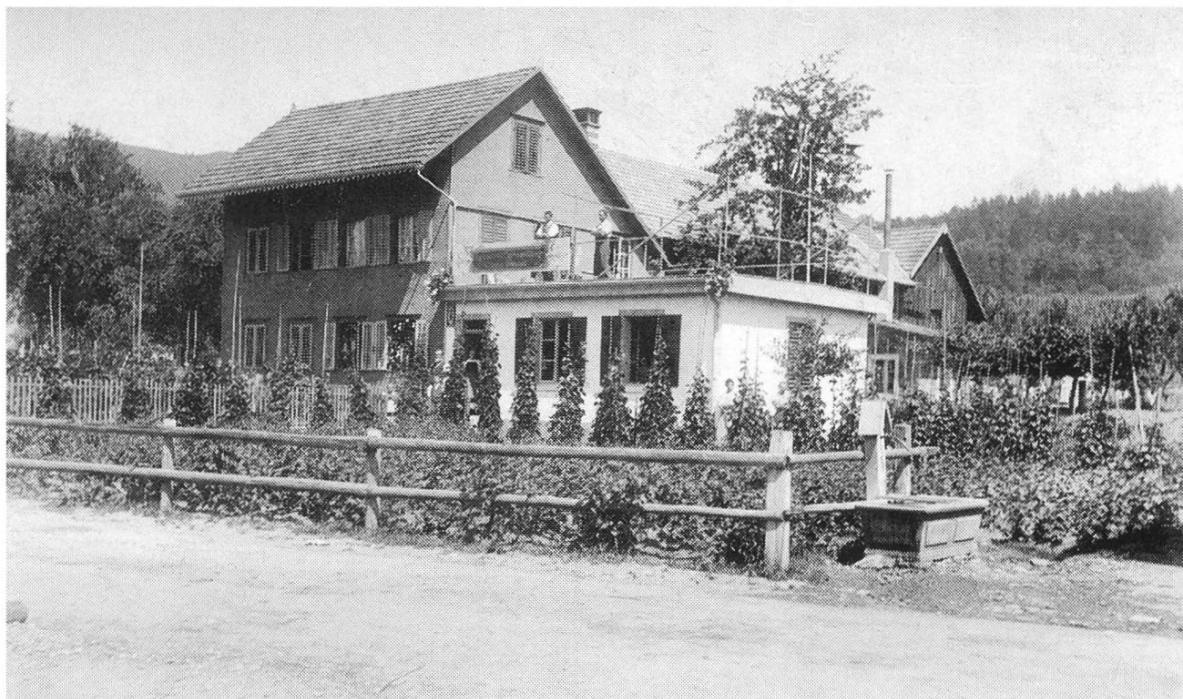
Am 5. Januar 1886 gab es wieder Familienzuwachs, eine Tochter, die Bertha getauft wurde. Wir hatten nun 5 Kinder, der älteste war jetzt schon 10 Jahre alt. Da ich meine Arbeit nicht mehr allein bewältigen konnte, so entschloss ich mich, es mit einem Lehrjungen zu probieren. Fritz Meier, Islers, kam zu mir in die Lehre und zwar für mich unter günstigen Bedingungen. Lehrgeld musste er nicht zahlen, dafür konnte er die ganze Zeit (3 Jahre) daheim essen und schlafen. Das war sehr günstig für mich. Er lernte gut, und ich hatte jetzt eine Hilfe, die mir sehr zustatten kam. Aber mit der Zeit wurde der Arbeit immer mehr, der Laden gab immer mehr zu tun. Wir mussten ein Dienstmädchen anstellen, dass meine Frau sich mehr dem Laden annehmen konnte. Denn es war zu umständlich, weil die Küche und die Wohnung im oberen Stock war und sie dann immer die Treppe hinauf und wieder hinab musste. Die Werkstatt wurde auch bald zu klein, und ich musste auf Abhilfe denken. Der Plan war gemacht, es sollte eine neue, grössere Werkstatt geben und zwar ganz hinten gegen den Friedhof.

Sofort ging ich ans Werk, und nach Feierabend wurden allemal noch etwa 2 Stunden Grabarbeiten gemacht für das Fundament, Steine zugeschleppt und alles parat gemacht. Unterdessen machte der Zimmermann den Abbund, und im Herbst 1886 konnten wir die neue Werkstatt beziehen. Nun kam die Frage, was wir aus der alten Werkstatt machen wollen. Ich studierte einen Plan aus, der meiner Frau auch gefiel. Der vordere Teil neben dem Laden, der gerade unter der Küche lag, der sollte als Esszimmer dienen und der nördliche Teil als Magazin verwendet werden. Das Esszimmer wurde mit einer Täferdecke versehen, die Wände auch mit Täfer gemacht und dann eine Türe im Laden angebracht. Dass man die Speisen und das Geschirr nicht die Treppe hinauf- und hinabtragen musste, so machte ich einen Speiseaufzug in die Küche hinauf, der sich sehr gut bewährte. Das alles gab viel Arbeit und viel zu denken, aber es war praktisch. Ich musste nun noch einen Arbeiter einstellen, dass ich alles bewältigen konnte. Damals war es noch besser als heutzutage, wo die Arbeiter zuerst nach dem Lohn fragen, ehe der Meister weiss was sie leisten. Da musste einer zuerst 14 Tage arbeiten, ehe er wusste, was für Lohn er hatte. Wir wussten noch nichts von Stundenlohn und Achtstundentag. Da gab es nur Wochenlohn, und der Tag war nicht so genau gemessen. Er fing mit dem Morgenessen an und hörte mit dem Nachtessen auf. Der Lohn war etwa 8 bis 10 Franken die Woche, nebst Kost und Logis. Für Überstunden musste nichts bezahlt werden, etwa nachher ein Glas Wein mit Brot, und doch waren die Arbeiter zufrieden. Da hätte einer von Streiken reden sollen, er wäre sofort gejagt worden. Überhaupt, von solchem Unsinn wusste man noch nichts. So ging nun alles wieder den gewohnten Gang.

Am 23. März 1890 wurde wieder ein Töchterlein geboren, und wir gaben ihm den Namen Marie. Seine Taufpaten waren Arnold Schlatter, Schmied, und Babettli Schlatter, alt Gemeindeammans. Die älteren Buben konnten nun schon hie und da in der Werkstatt helfen, auch konnten sie die Waren auf der Station holen für den Laden, der sich immer mehr vergrösserte. Alle Jahre machte ich etwas Neues, entweder am Hause oder am Garten. Anfangs war nur ein hölzerner Stangenhag um denselben. Ich machte nun einen Zementsockel und erstellte darauf einen eisernen Zaun mit hölzernen Latten. Ein anderes Jahr wurde das frisch angestrichen und alles machte ich selber, so dass es mich nicht mehr kostete als das Material dazu. Im Jahr 1893 machte ich den Plan für eine Vergrösserung unseres Hauses, da es für uns bald nicht mehr Platz genug gab. Ich musste wieder bauen und hatte zu diesem Zweck schon im Winter vorher von der Gemeinde das nötige Bauholz angekauft und zu Balken schneiden lassen. Mein Plan war einen Zimmeranbau südlich an das Haus zu machen, den Laden dahin zu verlegen und vom Laden eine Stube und ein Nebenzimmer zu machen und das klejnere Esszimmer als Küche umzuändern. Dann hätten wir es bequemer und einfacher. Sofort schritt ich an die Ausführung dieses Planes. Die Bausteine von der Ziegelei Wettingen wurden auf den Platz geliefert, Sand und Kalk lieferte ich dazu, und die Maurer arbeiteten im Taglohn, 2 Franken und die

Kost pro Tag. Die Fenster, Türen und Böden machte ich selber, ebenso hatte ich den Zimmermann im Taglohn und half ihm wo ich konnte, so dass der ganz Bau fix und fertig war, ohne dass nur ein Tropfen Regen gefallen war. Nun wurden noch die Gestelle eingebaut und der Laden wieder eingeräumt. Nun hatte es genügend Platz für die Waren. Nun gings an die Umbauten für die Wohnung. Der Boden wurde abgebrochen und anstatt der hölzernen Kellerbalken eiserne eingelegt, welche dazumal nicht viel teurer waren als hölzerne. Das Kilo kostete blass 14 Rappen. Bis im Herbst war alles fertig.

Von der neuen Werkstatt bis in die Wohnstube legte ich eine Rohrleitung und machte davon ein Telefon, so dass wir uns ganz gut miteinander verständigen konnten. Es hat uns manchen Gang erspart.



Haus Friedhofweg 2, Baujahr 1884 bis 1909, sechs Mal um- und ausgebaut

Aufnahme 1894

In diesem Jahr, am 21. Dezember 1893, wurde Otto, der Jüngste geboren. Es waren nun 7 Geschwister, eine ziemlich grosse Zahl für uns, besonders, wenn man ganz ohne Mittel von unten anfangen muss. Gottlob waren die Lebensmittel billig: 1 Liter Milch kostete 14 Rappen, 1 Brot 60 Rappen, Käse $\frac{1}{2}$ Kilo 40 bis 70 Rappen, Fleisch 85 Rappen. Mit den Kleidern gings auch noch. Sie kamen eben nicht immer nach der Mode. Schuhe brauchten sie nur im Winter. Mit dem Essen nahmen wir es nicht so genau. Milch und Brot und Kartoffeln

waren die Hauptsache. Krankheiten hatten wir wenig durchzumachen. So konnten wir uns so ziemlich über Wasser halten, bis einmal die schwerste Zeit vorüber war. Der älteste Sohn Jakob war nach Ablauf der Schulzeit bei einem Bruder meines Vaters, Andreas Schlatter, zur Aushilfe in der Landwirtschaft. Nachher kam er nach Uster zu dem Schreinermeister Schmid in die Lehre, wo er auch konfirmiert wurde. Der zweite Sohn Adolf, der nun die Schule absolviert hatte, sollte nun auch etwas lernen. Er machte einmal einen Besuch bei seinem Bruder in Uster und blieb 2 Tage dort, ohne dass wir wussten warum. Als er heimkam und wir ihn fragten, sagte er, er habe einen Lehrmeister gesucht, und nun wolle er Maler werden. Meister Schmid in Uster habe ihm eine Adresse gegeben, und er sei dann sofort zu dem Meister nach Kempten gegangen und habe sich vorgestellt. Er könne sofort eintreten. Uns war das sehr erwünscht, dass er sich selber zu helfen wusste, und ich machte mit dem Malermeister Hess in Kempten-Wetzikon den Vertrag. 3 Jahre Lehrzeit und 300 Franken Lehrgeld. Es war ein tüchtiger Meister, und Adolf hat dort eine gute Lehrzeit durchgemacht. Unterdessen war dem ältesten seine Lehrzeit beendet, und er ging in die Fremde, um sich noch weiter auszubilden und zu sehen, wie an anderen Orten gearbeitet werde.



Die fünf Söhne von J. Schlatter
Aufnahme um 1897

Reisen im In- und Ausland

Im ganzen genommen gab es einige Jahre nichts Neues von grosser Bedeutung. Im Sommer machten wir etwa einen grösseren Ausflug oder zur Abwechslung eine zweitägige Reise auf die Rigi. Im Sommer 1898 erhielten wir ganz unerwartet Besuch von Basel. Ein alter Freund und Kamerad, von dem ich schon früher erzählte, Joseph Kiefer aus dem Elsass, besuchte mich mit seiner Frau, und er erzählte mir, wie er lange in Amerika gewesen und dort geheiratet habe. Er habe eine Wirtschaft betrieben und viel Geld verdient. Nun habe er in Basel den Elsässerhof gekauft, der sehr gut rentiere. Wir wurden nun eingeladen im Sommer nach Basel zu kommen, es werde ein grosses Fest gefeiert. Wir konnten nicht anders, wir mussten versprechen zu kommen. Um der Sache sicher zu sein, steckte er mir 20 Franken in die Westentasche mit dem Bemerkern, das sei für die Bahnfahrt. Er sagte, er sei auch froh gewesen, als wir auf der Walz miteinander gereist seien und ich für ihn bezahlt habe, weil ihm damals das Geld ausgegangen sei. Als die Zeit des Festes kam, schrieb er uns noch mit welchem Zug er uns erwarte, und wir rüsteten uns zur Reise. Wir wurden am Bahnhof abgeholt, und nun ging ein flottes Leben an. So gut und schön hatten wir es noch nie gehabt, gutes Essen und Trinken und angenehme Unterhaltung. Er hatte nur 2 erwachsene Töchter, welche in der Wirtschaft Beschäftigung genug hatten, denn es ging da wie in einem Taubenhaus. Immer kamen und gingen die Gäste, denn das Haus war an der Strasse gelegen, die direkt ins Elsass führte. Die Elsässer Marktleute verkehrten alle dort, und die liessen den Spitz nicht anbrennen, besonders die Marktweiber. Es wurde ein grosses Festspiel abgehalten, und wir haben das auch gesehen. Es war grossartig und währte 3 Stunden. Dann war wieder eine schöne Ausstellung von allerhand Maschinen und Apparaten und sonstigen Sachen zu sehen, nachts das Feuerwerk auf dem Rhein und noch vieles andere, bis die 3 Tage herum waren. Für alles das mussten wir keinen Rappen bezahlen. Mein Freund wollte es partout nicht haben, dass wir Geld ausgeben mussten. Da war nichts zu machen. Am dritten Tag abends nahmen wir Abschied von unserem Gastgeber und seiner Familie und fuhren der Heimat zu, wo wir unsere tägliche Beschäftigung wieder aufnahmen.

Der Sohn Alfred, der daheim das Schreinerhandwerk lernte, war nun auch nach vollendeter Lehrzeit in die Welt hinausgezogen, um sich dieselbe ein wenig anzusehen. Er kam auch nach München, wo er längere Zeit sich aufhielt, und er wünschte, dass wir ihn einmal besuchen möchten und zwar auf den Herbst 1900, wo das grosse Münchner Oktoberfest abgehalten wurde, das 3 Wochen dauerte. Das mussten wir einmal sehen. Er schickte uns das Reisegeld, und wir mussten uns entschliessen die Reise zu wagen, die 10 Tage dauern sollte. Die Eisenbahnfahrt von Zürich aus mit Rundreisebillet nach München, Salzburg, Innsbruck und über den Arlberg nach Buchs und Zürich kostete für eine Person

30 Franken und hatte 10 Tage Gültigkeit. Das war für die grosse Strecke sehr wenig. Am 25. September 1900 reisten wir ab, und in Zürich hatten wir noch 2 Stunden Aufenthalt bis 10 Uhr, wo der direkte Schnellzug uns in 1 ½ Stunden nach Romanshorn brachte. Mit dem Dampfschiff fuhren wir nach Lindau. Wir assen da zu Mittag und sahen das Städtchen ein wenig an und fuhren um 2 Uhr mit dem Schnellzug weiter über Kempten München zu, wo wir abends 8 Uhr ankamen. Alfred holte uns am Bahnhof ab, und wir gingen in ein Hotel zum Nachtessen und übernachteten daselbst. Müde und abgespannt von der langen Reise konnten wir gut schlafen. Am Morgen früh verliessen wir das Hotel und tranken in einem Kaffeehaus den Kaffee. Eine Tasse kostete mit 2 Brötchen 20 Pfennig, wie auch alles andere enorm billig war. Ein Mittagessen im Hotel kostete 80 Pfennig. Es war da nicht wie bei uns, dass an der Tafel gegessen wurde. Ein jeder konnte haben was ihm gefiel, auch war man nicht gehalten im Hotel zu speisen. Man machte es nach Gutfinden und war ganz unabhängig. Am Morgen stand man auf und ging irgendwo in ein Kaffee lokal, deren es in München genug gibt. Nun wurde zuerst ein Spaziergang durch die Stadt gemacht, und das nahm den ganzen Tag in Anspruch, denn die Stadt ist gross, und es hat soviel Sehenswürdigkeiten, wie selten in einer anderen Stadt. Am Abend nach dem Nachtessen gingen wir ins Deutsche Theater, wo wir zum ersten Mal ein Kino sahen. Nachher noch eine Mass Münchner, und dann war der erste Tag vorbei. Am nächsten Tag gingen wir auf die Wiese, wo das Oktoberfest abgehalten wurde. Das ist eine grosse Wiese, etwa $\frac{3}{4}$ Stunden lang und $\frac{1}{4}$ Stunde breit und ganz eben, dicht am Ende der Stadt. Dieser Platz ist über das Fest, welches 3 bis 4 Wochen dauert, angefüllt mit Buden von allen Orten, Karussel vom einfachsten bis zum eleganten mit Dampf und elektrischem Betrieb. Dann wieder Menagerien und andere Schaustellungen. Ein Negerdorf war dabei, dazwischen Bratwurststände, wo die Würste gemacht und sofort gebraten wurden, dann Fischbratereien im einfachsten Stil. Am Boden war ein Loch gemacht, mit Kohlen gefüllt und angezündet, dann Weidenruten schräg in den Boden gesteckt, die Fische daran gesteckt und so über der Glut gebraten. Nun kamen wieder grosse, über 2 000 Personen fassende Hallen. Es gab davon 4-5 auf dem Festplatz. Das waren die Bierbuden der grossen Münchner Brauereien, die fortwährend bis nachts 11 oder 12 Uhr mit durstigen Menschen angefüllt waren. Jede hatte ein eigenes Orchester, etwa 40 Mann stark. Es wurden da Ochsen, Schweine, Kälber und Geflügel am Spiess gebraten, am offenen Kohlenfeuer. Mit einer Pumpe wurde die Bratensauce über das Fleisch gespritzt, dass es immer saftig blieb. So ein 300 Kilo schweres Stück, fein braun gebraten, schmeckte ausgezeichnet, und in einer Stunde war nichts mehr übrig davon als die Knochen. Der Eintritt kostete 1 Mark, aber dann bekam man 1 grosse Portion Braten mit Brot und 1 Mass Bier. Dann gab es einige grosse Zirkusse, eine grosse Ausstellung und grosse Pferderennen. An einem solchen Rennen erschien auch die königliche Familie. Zuerst eine Abteilung Ulanen zu Pferd, dann kam der Prinzregent Lüttich mit Gemahlin in sechsspänniger Droschke, dann in 4-spännigem Wagen die Prinzen und Prinzessinnen. So etwas

Prächtiges hatten wir noch nie gesehen. Auf beiden Seiten der Strasse war Militär aufgestellt, und 12 Kanonenschüsse verkündeten die Abfahrt vom königlichen Palast. Eine grosse, nach Tausenden zählende Menschenmenge hatte sich eingefunden, um diesem prächtigen Schauspiel beizuwohnen. Wenn man den ganzen Festplatz besuchen wollte, so hatte man einen ganzen Tag bis man nur die verschiedenen Darbietungen von aussen gesehen hatte.

Auf der andern Seite der Wiese, auf einem kleinen Hügel, stand das grosse Monument der Bavaria, von Bronze gegossen. Es führte eine Treppe bis in den Kopf hinauf, wo man eine schöne Aussicht über den Festplatz hatte. Wir gingen alle Tage einige Stunden auf den Festplatz, nebenbei besuchten wir die vielen Sehenswürdigkeiten in der Stadt und Umgebung. So die Museen, das Maximilianum, in dem die grossen Bilder der Münchner Kunstmaler ausgestellt sind und einen Wert von Millionen haben, dann die Königsschlösser in Nymphenburg, etwa $\frac{1}{2}$ Stunde von der Stadt entfernt. Das waren prachtvolle Bauten mit grossen Parkanlagen und kleinen Seen.

Einmal machten wir einen Ausflug aufs Land nach Dachau, 3 Stunden von München entfernt. Der Ort ist berühmt geworden durch die Sängerin Adele Spitzeder, einer grossartigen Schwindlerin, die in Dachau die Dachauer Bank gründete und den Leuten das Geld abschwindelte, da sie 10 bis 12 % Zins zahlte. Alles brachte Geld, so dass sie einen grossen Palast mit schönen Anlagen erstellen konnte. Nun ging der Schwindel erst recht los. Das Geld strömte ihr im Überfluss zu, berühmte Persönlichkeiten zählten zu ihren Kunden. Sie gab grosse Festlichkeiten, und hohe Staatsbeamte suchten ihre Gunst zu erwerben, um auch eingeladen zu werden. Es wurde um grosse Summen gespielt, die fast immer in die Kasse der ehemaligen Sängerin flossen, die ein fürstliches Leben führte. Nach einigen Jahren war sie auf einmal verschwunden, und der Krach war da. Jetzt stellte sich heraus, dass sie die grossen Zinsen zwar regelmässig bezahlt hatte, aber nur aus dem Geld, dass immer wieder andere brachten. Jetzt war nichts mehr vorhanden, und alle die Tausende von Geldgebern erhielten keinen Pfennig mehr. Sie waren von der Spitzeder betrogen worden.

Wir kehrten am Abend wieder nach München zurück, von wo wir bald wieder abreisen mussten, wenn wir zur rechten Zeit in Zürich sein wollten. Wir nahmen Abschied von Alfred, und nach achttägigem Aufenthalt in dem schönen München fuhren wir morgens um 7 Uhr mit dem Wiener Schnellzug nach Salzburg in Oesterreich, wo wir Mittag um 1 Uhr ankamen. Wir fuhren an den grossen Königsschlössern am Starnbergersee und Chiemsee vorbei. Da sahen wir zum ersten Mal Lokomotiven, die mit Torf geheizt wurden, das dort in Masse gestochen wird. In Salzburg bleiben wir über Nacht und sahen die Stadt und die Umgebung an, so das Königsschloss in Schönbrunn, den bischöflichen Palast und die Klosterkirche mit dem schönen Glockenspiel auf dem Turme, die Festung und die grosse Brauerei auf einem Hügel mit einer senkrechten, hohen

Felswand gegen die Stadt zu. Ein grosser Aufzug beförderte die Gäste von der Stadt aus direkt in die grosse Bierhalle der Brauerei. In Salzburg war alles billig, wie in München. Da wurde nach österreichischem Geld gerechnet, Gulden, Heller und Kreuzer, was noch schwieriger ist als in München. Morgens 8 1/2 Uhr gings mit dem Wiener Schnellzug über Zell, Wörgl, Innsbruck zu, der Tiroler Hauptstadt. Es war eine prächtige Fahrt bei schönstem, hellem Herbstwetter durchs Tirol. Manchmal war die Bahn ganz eingeklemmt zwischen den Bergen. Es hatte neben dem Geleise einen Bach und eine Strasse und dann wieder steile Bergwände, so dass man meinte, man könnte gar nicht mehr einen Ausgang finden. In Wörgl war 1/2 Stunde Aufenthalt zum Mittagessen. Es war alles schon parat. Man konnte nur zusitzen und essen. Abends um 7 Uhr waren wir in Innsbruck angekommen. Aber von der Stadt sahen wir nicht viel, denn es war schon dunkel, und wir hatten nur eine Stunde Zeit. Wir gingen durch einige Strassen und assen dann noch etwas, und dann gings wieder weiter der Heimat zu. Wir fuhren die ganze Nacht, morgens um 4 Uhr kamen wir in Feldkirch im Vorarlberg an. Hier war Wagenwechsel nach Buchs im St. Gallischen Rheintal. Wir tranken da den Kaffee und wechselten unser österreichisches Geld aus. Dann hiess es: «Einstiegen nach Buchs-Sargans-Weesen-Zürich, Schnellzug». Es war schon Tag, als wir von Sargans nach Walenstadt fuhren, und die Hörner der Churfürsten waren vom Morgenrot gefärbt. 8 1/2 Uhr kamen wir in Zürich an. Wir waren also einen Tag und eine Nacht gefahren. Wir besuchten noch unsere Verwandten in Zürich, um ein wenig auszuruhen und fuhren am Abend heim. Es war eine schöne Reise, so 10 Tage bei schönstem Wetter. Es ist uns eine schöne Erinnerung gewesen, so lange wir leben.

Familien- und Dorfleben

Nun hiess es aber wieder tüchtig arbeiten. Da der älteste Sohn aus der Fremde heimgekommen war und immer mit Maschinen gearbeitet hatte, so fassten wir den Entschluss, das Geschäft zu vergrössern und einige Maschinen anzuschaffen. Eine Bandsäge hatte ich schon selber gemacht, aber nur für Handbetrieb. Die elektrische Kraft war damals noch nicht eingeführt bei uns, und so mussten wir unser Augenmerk auf eine kleinere Dampfmaschine richten. Wir erhielten denn auch eine solche, die unseren Anforderungen entsprach. Nun musste aber auch eine grössere Werkstatt mit Maschinenraum und ein Raum für die Dampfmaschine gebaut werden. Wir beschlossen den Platz zwischen dem Haus und der Werkstatt zu überbauen und alles unter ein Dach zu bringen. Das gab eine Grundfläche von etwa 160 Quadratmeter. Ein stattlicher Raum für die Maschinen, die wir nun anzuschaffen gedachten. Sofort wurde nun der Bau begonnen. Die Zimmermannsarbeit mit Zimmermann Meier von Dänikon war akkordiert, und die Maurerarbeit wurde von Albert Vonrüti, Maurer, im Taglohn gemacht. Erdarbeiten machten wir selber, ebenso die Handlangerarbeit. So kam uns der ganze grosse Bau nur auf etwa 4000 Franken bares Geld zu stehen. Nun unterhandelten wir mit der Firma Kirchner und Comp. in Leipzig wegen den Maschinen. Wir bestellten eine Transmissionswelle 60 mm, 8 Meter lang mit den nötigen Lagern und schmiedeisernen Riemenscheiben für 500 Franken, eine Abrichthobelmaschine 60 mm Messerwelle mit Langlochbohrmaschine samt Vorgelege für 2200 Franken, eine Fräsenwelle, zu der ich das Gestell aus 100-jährigem Eichenholz selber machte, ferner eine Dickehobelmaschine 60 mm Messerwelle für 800 Franken. Dazu kam noch eine grosse Schmiegelscheibe zum Schleifen der Hobelmesser. Diese Maschinen wurden vorläufig in Betrieb gesetzt. Ich musste die Dampfmaschinen heizen und besorgen, und das nahm die ganze Zeit in Anspruch. Wir brauchten im Jahr eine Wagenladung Kohlen, die 350 Franken kosteten. Als dann in einer grossen Schreinerei in Oerlikon einige Maschinen feil wurden, kaufte ich dort noch eine Kehlmaschine und eine grosse Bandsäge samt Zubehör und Riemen für 1000 Franken. Nun konnten wir arbeiten und etwas leisten. Wir mussten jetzt die Bretter per Wagenladung kaufen, und Arbeit war genug vorhanden für 7 bis 8 Arbeiter. Wir lieferten ganze Aussteuern mit fertigen Betten und Matratzen, die alle im Hause gemacht wurden. Solange der zweitälteste Sohn Adolf noch daheim war, hatten wir eine eigene Malerwerkstätte.

Am 26. August 1901 verheiratete sich der älteste Sohn Jacob mit Anna Schlatter von Otelfingen, deren Mutter und ich Geschwisterkinder waren. Im Herbst, an einem Samstagabend, es war Mitte Oktober, war ich nach dem Nachtessen noch im Laden beschäftigt, als auf einmal die Sturmglöckchen ertönten. Wie ich zum Fenster hinausschaute, sah ich wie aus der Scheune des Heinrich Schlatter, Drehers, schon eine grosse Rauchwolke und die Flammen emporloderten.

Schnell lief ich hinüber, und da stand das ganze Haus schon in hellen Flammen. Das Vieh hatten sie schon in Sicherheit gebracht, aber alles, was in der Scheune war, wurde vom Feuer verzehrt. Auch das angebaute Wohnhaus wurde total eingeäschert, doch konnte noch viel Mobiliar gerettet werden. Die nebenstehende Werkstatt mit Presseanbau [Trotte] konnte gerettet werden. Die Brandursache konnte nicht ermittelt werden, aber jedermann wusste, dass der Brand aus Fahrlässigkeit entstanden war, denn die Frau des einige Jahre vorher verstorbenen Heinrich Schlatter trank gerne etwas über den Durst. Wahrscheinlich war sie in angeheitertem Zustand mit der Laterne zu nahe ans Stroh gekommen, das dann Feuer fing. So ungefähr mag der Brand entstanden sein. Da nun das Haus nicht mehr aufgebaut wurde, so wurde das Vieh verkauft, und auch der Gütergewerb wurde versteigert. Der Brandplatz mit Garten wurde noch zurück behalten.

Im Jahr 1902 wurde der Bau eines Bretterschuppens nötig, weil immer mehr Bretter von allen Sorten angeschafft werden mussten. Er wurde südlich der Werkstatt erstellt, 14 Meter lang und 8 Meter breit, mit grossem Vordach zum Zuschneiden der Bretter. Auch eine Drechslerwerkstatt musste eingerichtet werden, eine eiserne Drehbank dazu hatte ich gelegentlich gekauft. Am 13. März 1902 verehelichte sich der zweitälteste Sohn Adolf, der Maler, mit Selina Frei von Regensdorf, zog nun von uns fort und wohnte in Regensdorf bei seinen Schwiegereltern, wo er seinen Beruf ausübte und sich bald einer grossen Kund schaft erfreute, die ihm, dem intelligenten Maler, eine gute Existenz zu bieten schien. Unterdessen kam auch der jüngere Sohn Alfred aus der Fremde heim und arbeitete mit uns, so dass das Geschäft gut bestellt war und Arbeit über genug vorhanden war.

Auch im Laden war immer viel zu tun. Ich musste auch immer nach der Station fahren und die angekommenen Waren heim transportieren. Die älteste Tochter Bertha war immer fort an einer Stelle und die andere, Marie, war dann noch daheim und musste im Laden helfen. Später war auch diese nicht mehr daheim, und wir machten es alleine. Im Jahre 1903, am 22. Januar, schloss der dritte Sohn, Alfred, den Bund der Ehe mit Elisa Duttweiler von Otelfingen. Nun hatten wir 2 Sohnsfrauen im Hause und wie an andern Orten, so gab es auch bei uns hie und da zweierlei Meinungen, und ohne Differenzen ging es auch nicht ab. Jeder Teil meint, er müsse für die andern schaffen, und wenn dann eine das Feuer ein wenig schürt, so ist es bald aus mit der Einigkeit.

So ging der Sommer vorbei, und es kam die Nacht auf den 1. August 1903, als um Mitternacht die Glocken läuteten. Aber nicht um die Bundesfeier an zuzeigen, sondern es galt die Leute zu alarmieren, denn das Bauernhaus auf Wolfen stand in vollen Flammen. Ich weckte sogleich unsere Leute und die Ar beiter, und wir waren fast die ersten auf der Brandstelle. Das Haus stand in hellen Flammen, und kein Wasser war da zum Löschen. Ein Sohn und eine

Tochter des Hauses konnten mit knapper Not, nur im Hemd, das Vieh aus dem Stall treiben, um dann ins Dorf zu rennen um Hilfe zu holen. Die Eltern erwachten zu spät. Der Vater blieb in den Flammen, und die Mutter wurde im Hausgang vom Rauch bewusstlos und musste, schon vom Feuer angebrannt, von den herbeigeeilten Leuten hinaus geschleppt werden. Hätte ich nicht zufällig den schon brennenden Schweinestall geöffnet, so wäre das Schwein verbrannt. Das Korn war eben reif, und es wurden mehrere Stellen im Felde vom Feuer ergriffen und ganze Löcher ausgebrannt. Am Morgen suchte man nach dem Eigentümer des Hauses, der von Anfang an vermisst wurde, aber niemand wollte ihn gesehen haben. Seine Frau wusste auch keinen Bescheid. Es gab allerlei Vermutungen. Beim Löschen nun sah einer etwas Kurioses auf dem Stubenboden liegen, halb von Schutt bedeckt. Als man es abdeckte, fand man den verbrannten Körper des Mannes. Er hatte am Abend vorher von der Post eine Summe Geld erhalten und das noch aus dem Kasten nehmen wollen. Da hat ihn der Rauch überrascht und erstickt. Das war eine traurige Bundesfeier für die Familie. Wie der Brand entstanden ist, weiss niemand. Das Feuer muss im Tenn ausgebrochen sein, wo ein Wagen voll Garben stand.

Wir waren nun 3 Familien in unserem Haushalt, und wie es so geht, fehlte es auch nicht an solchen, die unzufrieden waren. Waren es nicht die Söhne, so doch ihre Weiber, besonders dem ältesten seine Frau, die am wenigsten Ursache zur Unzufriedenheit hatte, die hatte immer etwas auszusetzen. Die Arbeit gefiel ihr nicht, trotzdem sie wenig oder fast gar nichts arbeitete, auch das Essen war ihr zu gering und nicht gut genug. Sie beklagte sich bei ihren Eltern, sie müsse Hunger leiden, und die glaubten es ihr. Ihren Mann hat sie natürlich immer bearbeitet und zur Unzufriedenheit aufgehetzt, bis der Bruch unvermeidlich war. So war es kein Wunder, wenn es uns verleidete, denn wir lebten vorher in Frieden und Eintracht beieinander. Ich merkte, dass ich nur einen Weg einschlagen könne, um allfälligen Unannehmlichkeiten zu begegnen, nämlich den beiden Söhnen die Schreinerei zu übergeben. Ich dachte mir, sie werden dann auch sehen, dass es auch nicht alles sei, ein eigenes Geschäft zu betreiben und dass auch nicht alles am Schnürchen gehe, wenn man einen eigenen Haushalt habe. Also machten wir die Sache ohne grosse Hindernisse miteinander aus, und ich übergab ihnen die Werkstatt samt dem vorhandenen Vorrat an Brettern und sonstigem Material und dem gesamten Schreinerwerkzeug. Die Maschinen und den Motor überliess ich ihnen samt Werkstatt, Ladenschopf und die Wohnung im oberen Stock um den jährlichen Pachtzins von 800 Franken vom 1. Mai 1904 an. Für das Inventar war der Wert mit 3 440 Franken angeschlagen. Sie wohnten nun im oberen Stock und betrieben das Geschäft auf eigene Rechnung. Uns blieb nun noch der Laden, und unsere Familie zählte nur noch 3 Personen.

Unseren Unterhalt verdienten wir noch reichlich mit dem Laden, und wir konnten noch etwas ersparen. Uns war nun eine grosse Last abgenommen, so



J. Schlatter, drei Söhne, ein Enkel und Arbeiter

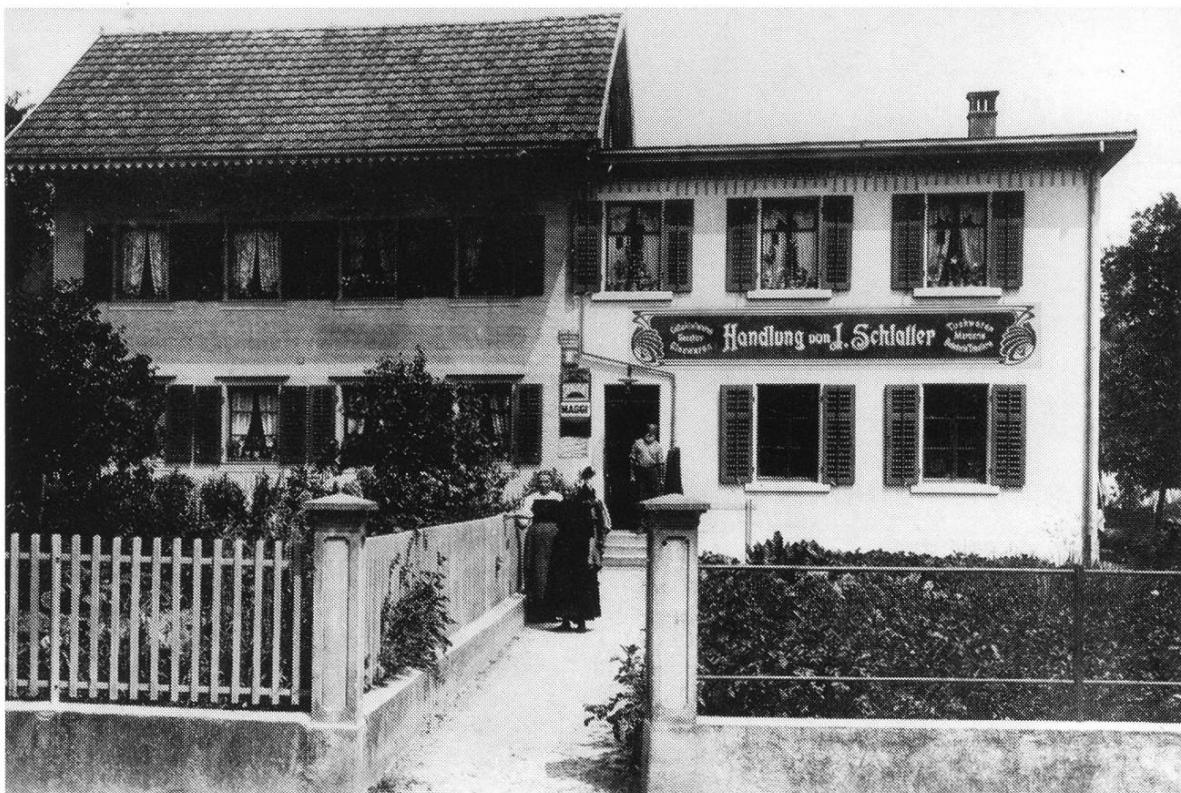
Aufnahme um 1910

dass wir es von nun an etwas bequemer hatten. Ich musste natürlich noch hie und da in der Werkstatt helfen, denn diese Arbeit war mir zur zweiten Natur geworden, so dass ich sie nicht so leicht aufgeben konnte. Nun war wieder Ruhe und Frieden eingekehrt in unserem Hause, und alles ging wieder im alten Geleise. Beide Teile hatten Arbeit genug, und jeder Teil hatte seine Sache selber zu tragen, und es war auch gut so. Wir konnten nun den Laden wieder besser in Stand setzen und uns ganz dieser Branche widmen. Das Geld, das wir im Laden verdienten, musste nicht mehr für die Schreinerei verwendet werden.

So verging wieder ein Jahr um das andere, und nebst Freude gab es auch einen guten Teil Kummer und Sorgen. Wir machten im Sommer hie und da einen kleinen Ausflug zu Verwandten. Bertha kam nach Lugano an eine Stelle in eine Bäckerei, und ich begleitete sie dorthin und blieb einige Tage dort. Ich machte Ausflüge in die Umgebung von Lugano und bestieg den Salvatore, auf dem man eine wundervolle Aussicht hat. Bis in die lombardische Ebene kann man sehen und rings um den Laganersee, die Gotthardbahn mit der Eisenbahnbrücke über den See bei Melide, den hohen Monte Generoso mit dem grossen Hotel und gegenüber der Stadt der Monte Bre mit der Drahtseilbahn, wie auch eine solche

auf den Salvatore und den Monte Generoso führt. Eine schönere Gegend findet man selten. Auf der Heimfahrt konnte ich noch einmal die grossartige Naturschönheiten betrachten, welche die Bahn einem vor Augen führt. Es ist wie ein Riesenkino, alle 10 Minuten wieder ein anderes Bild. Es ist wirklich eine Freude und ein hoher Genuss für einen Menschen, dem es vergönnt ist, solch grossartige Naturwunder zu betrachten. Es ist kein Wunder, wenn schon alle Jahre Tausende von Fremden unser schönes Schweizerland besuchen, um sich an der grossartigen Naturschönheit zu erfreuen.

In unserem Geschäft ging es immer ordentlich, und wir hatten unser gutes Fortkommen. In der Schreinerei arbeitete auch ein junger Mann aus Hannover. Er war ein fleissiger, ruhiger Arbeiter, der den ganzen Sommer bei uns war. Dann sagte er, er wolle über den Winter fort nach Deutschland in eine Fachschule, um sich weiter auszubilden. Er versprach nächstes Jahr wieder zu kommen. Warum haben wir nachher erfahren. Er kam im Sommer wieder, und nun wussten wir warum. Bertha war nämlich wieder daheim, und auf die hatte er es abgesehen. Wahrscheinlich war es schon vorher abgemacht worden. Da wir nichts einzuwenden hatten, so kam der Bund zustande. Am 12. Dezember des Jahres 1907 fand die Hochzeit statt. Die zwei passten zueinander, und es war uns nicht bange um sie. Wir konnten zu unserer grossen Freude noch sehen, wie gut sie miteinander vorwärts kamen und es in kurzer Zeit zu grossem Wohlstand brachten.



Schreinerei und Handlung J. Schlatter

Aufnahme 1915

In dieser Zeit wurde auf dem Ladenanbau noch ein Stockwerk aufgebaut und die Zinne mit Blech eingedeckt. Der Raum wurde einige Zeit als Möbelmagazin benutzt, später wurde eine Wohnung daraus gemacht. Infolge von Differenzen löste sich im Jahr 1908 die Firma auf, und ich war genötigt die Werkstatt zu vermieten. Der neue Mieter, ein Baumeister Tomasi, der in Zürich und in Wettingen neue Häuser erstellte, übernahm die Werkstatt samt Ladenschopf für den jährlichen Zins von 500 Franken. Die Maschinen übernahm er als Eigentum um die Summe von 3800 Franken, Eigentumsrecht vorbehalten bis zur gänzlichen Bezahlung. Meine Söhne Jacob und Alfred bleiben im Geschäft angestellt. Es dauerte ein Jahr, dann war die Herrlichkeit vorbei. Tomasi kam in Konkurs, und die vorhandenen Ladenvorräte sowie Hobelbänke und Werkzeug wurden von mir und den beiden Söhnen angesprochen und verkauft. Die Maschinen hatte ein Holzhändler aus Oesterreich namens Gmachel übernommen und mir bar ausbezahlt.



Restaurant Bahnhof, Otelfingen, gebaut 1908 durch J. Schlatter
Aufnahme 1961

Da wir gerade das Restaurant beim Bahnhof bauten, so konnten wir die Maschinen noch einige Zeit benützen, weil der Käufer noch keinen Platz dazu hatte. Nun war ob dem Maschinenraum im 1. Stock noch alles leer, und ich beschloss, diesen Raum zu verwerten und eine Wohnung daraus zu machen. Ebenso wollte ich aus dem vorderen Teil durch Umänderung ebenfalls eine Wohnung herauszubringen, um aus dem grossen Haus doch einen Nutzen zu

ziehen. Den Maschinenraum richtete ich für Holzbehälter her. Nun machte ich mich dran, die vordere Wohnung abzumessen und richtig einzuteilen. Dann wurde umgeändert an Decken und Wänden bis eine Stube und 2 Schlafzimmer und eine Küche da waren. Ich hatte die grösste Freude an dieser Arbeit, es war mir nicht zuviel von morgens 6 Uhr bis abends 10 Uhr an der Arbeit zu sein. Einen schönen Zylinderofen hatte ich im alten Schulhaus für 10 Franken samt Rohr gekauft, der passte gerade in die Stube. Ein französischer Kochherd war noch da von Tomasi her. So war alles komplett, und es kostete mich nicht viel. Nun gings an die vordere Wohnung, die schon etwas mehr Arbeit gab. Aber sie war auch in einigen Wochen fix und fertig und wurde bewohnt. Der Ladenschopf verkaufte ich für 1100 Franken. Er wurde in Kloten wieder aufgestellt. Der Platz, auf dem er stand, wurde für Gartenland verwendet. So war nun die grosse mechanische Schreinerei wieder eingegangen und an deren Stelle Wohnungen entstanden. Nur die ursprüngliche, kleinere Werkstatt blieb unverändert und wurde immer noch von uns benutzt. Die Wohnung ob dem Laden wurde von meinem ältesten Sohn benutzt, der nun im Oberdorf eine Werkstatt hatte. Zins bekam ich keinen, obschon seine Frau ausgestreut hatte, sie würden ausziehen, da ich ihnen zuviel Zins verlangt hätte. Ich schreibe das nur, dass es nicht vergessen wird.

Reisen in den Tessin, nach Nürnberg und in die Westschweiz

Da ich schon einige Jahre vorher das Radfahren gelernt hatte und dasselbe meine liebste Erholung war, so fuhr ich im Sommer fast jeden schönen Sonntag irgendwo hin, nach Schaffhausen, Luzern, Flüelen, sogar nach Chur und auf die Brandstätte von Bonaduz bei Thusis und nach Basel und Bern. Ich lernte den ganzen Kanton Aargau kennen, ebenso das Zürcher Oberland bis hinauf ans Hörnli. Das waren noch schöne Zeiten. Ich war fast mit dem Velo verwachsen und würde nicht aufgehört haben, wenn mich nicht im 68. Jahr ein Augenleiden befallen hätte, das mir das Fahren unmöglich machte. Im Jahr 1909 machte ich mit dem landwirtschaftlichen Verein, dessen Quästor ich manches Jahr gewesen war, eine 3-tägige Reise nach Lugano und an den Comersee. Da ich schon einmal dort war, so hatte diese Reise für mich mehr Wert, da ich alles noch besser kennen lernte als das erste Mal. An einem schönen Morgen im Juni zogen wir aus und fuhren über Zürich, Goldau nach Flüelen, wo wir ausstiegen und im Sternen das Mittagessen einnahmen. Ich telegraphierte von hier nach Lugano an einen Bekannten, dass er uns bei unserer Ankunft am Bahnhof abhole. Abends um 5 Uhr kamen wir in Lugano an und alle, es waren unser 25 Personen, waren ganz überrascht von dem prächtigen Anblick, der sich uns darbot. Der Bahnhof liegt nämlich hoch oben über der Stadt und eine Seilbahn verbindet ihn mit der Stadt, die im Halbkreis sich an den blauen See anschmiegt. Wir begaben uns in unsere Pension mit grossem Restaurant und einer flotten Kegelbahn, wo wir in einem schönen Gartenpavillon das Nachtessen einnahmen. Nachher wurde gekegelt bis 10 Uhr. Am Morgen gings früh aus den Federn, denn wir hatten unsere Reiseroute genau studiert. Mit dem Dampfer fuhren wir gegen Osten nach Porlezza am Ende des Sees, schon im italienischen Gebiet, dann mit dem Bähnchen über die etwa 15 Kilometer lange Hochebene nach Menaggio am Comersee. Das ist eine prächtige Landschaft, wie ein Paradies. Der blaue See mit den Hügeln voll Olivenbäumen bietet dem Auge eine reiche Abwechslung. 2 bis 3 Kilometer südlich liegt die Villa der Prinzessin von Toscana. Wir fuhren mit einem Motorschiff dorthin und durften in den Park hinein. Das war eine Pracht, wie wir es noch nie gesehen, grosse Bäume voll von Blüten in allen Farben, so gross wie Tulpen bei uns. Fast alle die Blumen, die wir daheim vor den Fenstern halten, die wachsen und blühen hier an kleinen Bächen, wie bei uns die Schlüssel- und Krottenblumen. Wir nahmen in Tremezzo unser Mittagsmahl ein und fuhren dann mit dem Dampfer den See hinunter bis nach Como. Der Himmel war tiefblau, und heiss war es. Da schmeckte der Italienerwein doppelt gut. Von da fuhren wir nach Chiasso, wo die Gotthardbahn ein Ende hat. Es ist die Grenzstation, von da gehts nach Mailand. Wir tranken einige Biere und assen eine Servelat, welche der Wirt direkt von Zürich bezieht. Dann gings über Stabio und Mendrisio dem Laganersee zu und bei Melide über die Seibrücke nach Lugano in unser Quartier. Der Direktor der Seilbahn auf den Salvatore lud uns auf morgens 5 Uhr zu einer Extrafahrt ein. Er hiess Schatzmann

und war von Hausen bei Brugg. Das war ein schönes Vergnügen bei diesem schönen Wetter und eine prächtige Aussicht. Der Morgen wurde noch der Stadt gewidmet, und nach dem Mittagessen mussten wir wieder einsteigen, und nach einer genussreichen Fahrt langten wir mit dem letzten Zug wieder in der Heimat an. So eine Reise ist für den, der einen hellen Kopf hat, für sein ganzes Leben eine schöne Erinnerung.

Der jüngste Sohn Otto arbeitete in Baden bei Brown, Boveri. Er wollte die Maschinenschlosserei erlernen. Im Frühjahr 1910 wurde er in Baden konfirmiert, und nachdem er seine vierjährige Lehrzeit absolviert hatte, erhielt er eine schöne Stelle als Monteur in einer grossen Maschinenfabrik in Nürnberg. Während dieser Zeit ging daheim alles seinen gewohnten Gang, und es gab nicht viel Neues. Das Restaurant im Bahnhof war auch längst fertig und wurde von Sohn Alfred betrieben. Ich hatte in Nürnberg noch einen nahen Verwandten (es war ein Sohn von meinem Bruder, der in Zürich wohnte), der in der dortigen Maschinenfabrik als Ingenieur angestellt war und ein eigenes Haus besass. Da nun Otto auch dort war, so machte ich im Frühling 1912 einmal eine Reise dorthin. Ich setzte mich nachts um 11 Uhr in Zürich in den Schnellzug Zürich-Berlin und ohne aussteigen zu müssen, war ich schon morgens um 9 Uhr in Nürnberg. Ich blieb 10 Tage dort. Vieles Schöne und Interessante habe ich in dieser Zeit gesehen. In der grossen Fabrik, wo mein Vetter Adolf angestellt war, konnte ich nach Belieben alles betrachten, was mich interessierte. Die Fabrik war so gross wie unser Dorf, 1400 Arbeiter wurden beschäftigt, und in dem ganzen Betrieb waren 50 Kilometer Bahngeleise angelegt. Hier wurden die grossen Dieselmotoren für die neuen Unterseeboote gemacht. Es durfte aber niemand in diese Abteilung hinein, denn sie war militärisch bewacht. Ferner wurden Dampfturbinen erstellt, Güter- und Personenwagen für Eisenbahnen und elektrische Tramwagen in nobelhafter Ausführung. So standen dort solche für nach China und Ägypten mit den betreffenden Aufschriften. Der Wert der hier aufgestapelten Holzvorräte betrug einige Millionen. Um die Fabrik herum waren die Arbeiter- und Beamtenwohnungen, ein ganzes Stadtviertel umfassend und mit Tramlinien bis zum Fabrikeingang. Ohne dass man so etwas gesehen hat, kann man sich gar keinen Begriff davon machen. Wie gross müssen dann erst die Fabriken von Krupp in Essen sein, die über 100 000 Arbeiter beschäftigen? Ich war auch in einem Walzwerk, wo aus altem Eisen von allen Arten Façon-, Rund- und Flacheisen vom dünnsten bis zur Grösse von T-Balken gemacht wurden. Alles ging durch die Walzen bis es fertig war, immer rotglühend. Auch Draht wurde da gezogen. Die Stadt ist ziemlich gross und eben, nur die eigentliche Altstadt mit der Ringmauer und den alten, runden Türmen daran, ist noch so wie sie vor 300 bis 400 Jahren gebaut wurde, ganz mittelalterlich. Auf der Kaiserburg sind noch die Marterwerkzeuge aus alter Zeit ausgestellt, auch die berühmte eiserne Jungfrau und ebenso der grosse Nürnberger Trichter. Nürnberg ist die grösste Industriestadt Deutschlands. Da sind noch einige Bleistiftfabriken und auch eine für elektrische Industrie. Der zoologische

Garten ist besonders sehenswert und reich an Tieren aus dem Norden, Eisbären, Walross, Seehund und viele andere. Die Umgebung der Stadt ist nicht besonders anziehend, weil es meist eben ist. Der Boden ist nichts als gelber Sand. Als meine Zeit abgelaufen war, nahm ich Abschied und fuhr über Ulm nach Friedrichshafen und über den Bodensee nach Zürich.

Im Sommer 1913 machte ich noch eine Reise mit dem Verein und zwar ging unsere Route nach Bern-Thun, mit der Lötschbergbahn nach Brig, von da das Wallis hinab. In Sitten übernachteten wir, und da wurde der Walliser probiert. Dann gings über Aigle nach Villeneuve am Genfersee, von da zu Fuss nach dem Schloss Chillon und Montreux-Territet und Vevey und mit dem Schiff nach Ouchy-Lausanne, wo wir über Nacht blieben. Mir war die Stadt noch gut bekannt, ich hatte ja 35 Jahre vorher 2 Jahre dort gearbeitet. Nur hatte sich alles in der Zeit etwas geändert. Wir logierten im Hotel Les trois Rois in der Rue Haldimann und begaben uns am Morgen mit dem Dampfschiff nach Genf, das wir nach schöner, genussreicher Fahrt um 9 Uhr morgens erreichten. Wir hatten 7 Stunden Zeit, um die Stadt anzusehen. Es war gerade der 1. August, und es wurden schon die Vorbereitungen für die Bundesfeier und das Seenachtsfest getroffen. Um 4 Uhr fuhr unser Schiff ab und um 7 Uhr waren wir wieder in Lausanne, wo wir noch der Bundesfeier beiwohnen konnten. Nachher machten wir noch einen Bummel durch die Stadt, hie und da ein Glas urchigen Waadtländer probierend. Nach kurzem Schlaf gings früh aus den Federn, um die Stadt auch noch am Tage zu sehen. Da kam ich wieder zu der Schreinerwerkstatt in der Rue Marterey, in der ich vor bald 40 Jahren gearbeitet hatte. Um 8 Uhr fuhren wir mit dem Schnellzug nach Neuenburg und hatten hier 3 Stunden Aufenthalt. Da ich auch hier bekannt war, weil ich im Hotel Mont Blanc vom Herbst 1876 bis Ostern 1877 gearbeitet hatte, so konnte ich schon noch den Führer ausmachen. Um 1 Uhr reisten wir weiter nach Biel, wo wir noch einmal Halt machten. Wir gingen ins Restaurant zu Emil Bopp und bestellten ein Abendessen. Er ging mit uns in die Taubenlochschlucht, die grösste Sehenswürdigkeit in Biel. Es ist eine enge, felsige, etwa 50 Meter tiefe Schlucht, nur so breit, dass der Fluss Platz hat. Der Weg ist in den Felsen gehauen. Hinten wird die Schlucht auf einmal weit, und da ist eine Wirtschaft mit grossem Garten, aber ringsum sind Berge.

Nach eingenommenem Abendessen fuhren wir über Solothurn, Olten Baden zu, und um 9 Uhr waren wir wieder daheim.

Der Weltkrieg 1914–1918

So ging der Sommer wieder vorbei ohne viel Neues zu bringen. Dann kam das Jahr 1914. Wer hätte am Neujahr eine Ahnung gehabt von dem, was uns in diesem Jahr bevorstand, wie viel Not und Elend es an vielen Orten anrichtete? Es war gut, dass man es vorher nicht wusste. Der Frühling war schön, und in Bern sowie in der ganzen Schweiz rüstete man sich zum friedlichen Wettkampf der schweizerischen Industrie und des Gewerbes, zur grossen Landausstellung in Bern. Am 1. Mai wurde sie eröffnet und sollte bis zum 31. Oktober dauern. Da nun unsere Tochter Bertha und ihr Mann von Zürich nach Bern gezogen waren und sich dort ein eigenes Geschäft gegründet hatten, so mussten wir natürlich ihrer Einladung folgen und die Ausstellung auch besuchen. Wir konnten es umso eher tun, da die jüngere Tochter Maria und Otto noch daheim waren und beide im Anfang der Eröffnung einige Tage in Bern waren und die Ausstellung besuchen konnten. Also konnten wir ohne Sorge etwa 10 Tage von zu Hause fort, ohne dass das Geschäft darunter leiden musste. Wir machten uns reisefertig und fuhren mit der Bahn am 16. Juli 1914 nach Bern, wo wir um 9 Uhr morgens anlangten. Die Retourfahrt, 10 Tage gültig, kostete damals 5 Franken 10 Rappen mit einmaligem freien Eintritt in die Ausstellung, ein billiger Preis gegen jetzt. Bertha und ihr Mann holten uns ab, da wir das erste Mal in Bern waren. Wir besuchten fast alle Tage die Ausstellung und konnten alles gründlich durchsehen. Es waren da grossartige Sachen ausgestellt, und man konnte sich kaum einen Begriff machen von dem, was alles in unserem kleinen Lande geleistet und geschafft wurde. Da waren die grössten Lokomotiven für die Gotthardbahn aus der Lokomotivfabrik Winterthur, die grossen Dampfturbinen von Brown, Boveri in Baden, elektrische Maschinen aller Art aus der Maschinenfabrik Oerlikon, dann die Erzeugnisse der Uhrenfabrikation im Berner und Neuenburger Jura. In allen Branchen der Textilindustrie, der Posamenterie und der Seidenindustrie, kurz, alles was nur irgend dem Menschen dienstbar sein konnte, war da ausgestellt. In dem grossen Areal waren auch Restaurants für jeden Bedarf, von der Kaffeehalle bis zum feinsten Restaurant. Und wie billig alles noch war. Für 80 Rappen erhielt man Kaffee mit Milch und einen Teller voll Kückli. Für ein Mittagessen bezahlte man 1 Franken 50 bis 2 Franken 50. Das Schweizerdorf hatte auch einen grossen Zuspruch, und dann die grossen, mit vielen Kosten angelegten Vergnügungseinrichtungen: Die Stufenbahn, die grosse Rutschbahn usw. Durch das ganze grosse Ausstellungsareal war eine Tramlinie gebaut, so dass man in der ganzen Ausstellung herumfahren konnte. Man könnte ein ganzes Buch schreiben, wenn man alles vorführen wollte, was da alles zu sehen und zu hören war. Eine Menschenmenge, wie Bern sie noch nie gesehen, flutete alle Tage vom Bahnhof nach der Ausstellung, das Tram und die Droschken machten gute Geschäfte wie auch die Eisenbahn mit ihren vielen vollbesetzten Extrazügen. Das ist kein Wunder, wenn uns die 10 Tage nur zu schnell um waren. Am letzten Tag kam noch der

Vetter Adolf von Nürnberg mit Frau und Sohn, und wir feierten am 25. Juli noch fröhlich meinen Namenstag miteinander und dachten nicht an das Sprichwort: Es kann vor Nacht leicht anders werden, als es am frühen Morgen war.

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel kam die telegraphische Nachricht nach Bern, Oesterreich habe den Serben den Krieg erklärt. Das Telegramm war an allen Plätzen angeschlagen. Alle diejenigen, welche die Ursache dieses Vorgehens kannten, die wussten auch, was das für ganz Europa zu bedeuten hatte. Eine gewisse Angst und Bangigkeit lag auf einmal wie etwas Schweres auf den Menschen, und es wurde von nichts anderem gesprochen, als nur von diesem Ereignis. Nun nahmen wir Abschied von unseren Lieben, wussten wir ja nicht, was die nächsten Wochen schon alles bringen könnten, und ob wir uns überhaupt wieder sehen würden.

Auf der Heimfahrt war überall dasselbe Thema. Die Leute waren auf einmal in grosse Aufregung gekommen. Daheim war alles noch in gutem Gang, und wir erwarteten die weiteren Berichte aus der Zeitung, die aber nicht zur Beruhigung dienten. In ganz Europa war alles konfus, und nun kam es heraus wie bei einem Gewitter. Eine Kriegserklärung folgte der anderen. Die Deutschen warteten nicht lange, als sie merkten, wo es hinaus wollte. Ehe die Franzosen und Belgier es ahnten, standen sie schon in ihrem Gebiet. Auch unsere Schweiz mobilisierte sofort und besetzte die Grenzen am 2. und 3. August. Das war ein Rennen und Hasten. Nirgends wurde gearbeitet, die Leute standen beieinander und machten Pläne. Es lag eine Unruhe auf den Gemütern, weil man nicht wusste, was die nächste Zeit bringen werde. Dass wir elend schlecht wegkämen, wenn unsere Neutralität nicht geachtet würde, das wusste ein jeder, und das erfüllte die Leute, die daheim bleiben mussten, mit Furcht und Schrecken.

Die ersten Wochen wollte alles nur Metallgeld haben. Auf einmal hatte alles nur Noten, und niemand wollte solche annehmen. Die Banken wurden eine Zeitlang geschlossen, weil alles herkam, um die Sparhefte einzulösen. Es schien, als ob die Leute verrückt geworden wären. Auch auf die Spezereiladen hatten sie es abgesehen. Alle wollten noch einkaufen, ehe nichts mehr erhältlich wäre. Besonders die Reichen, die bares Geld hatten, kamen mit Autos von stundenweit her und suchten jeden Laden ab. Sie zahlten jeden Preis, wenn sie nur etwa erhielten. Sie verlangten meistens Seife, Salatöl, Mehl, Teigwaren und dergleichen. Auch Stoffe für Hemden und Kleider. Aber bald war man etwas zurückhaltend oder erhöhte den Preis, aber auch die Bevölkerung stellte sich gegen dieses Vorgehen. Manches Auto musste wieder leer abziehen, sonst hätte es zu Raufereien, kommen können. Wir hatten in unserem Laden viele Vorräte gehabt, aber durch dieses Treiben wurden dieselben geringer. Wir konnten wohl neue bestellen, aber die Grossisten hielten auch zurück. Da war es gut, dass wir fast immer die gleichen Lieferanten hatten, einige schon 30 Jahre. Die lieferten immer noch etwas. Wer seinen Bedarf in einem anderen Laden holte und dann

auch noch bei uns holen wollte, da hiess es einfach: Wir müssen zuerst für unsere Kunden sorgen. Die Ware war uns nicht mehr so feil, und alles war im Aufschlagen begriffen. Mehr als ein, höchstens zwei Stück Seife erhielt niemand mehr. Aber je mehr der Krieg Fortschritte machte, desto mehr sank der Warenvorrat und desto höher stiegen die Preise. Wer noch alte Waren hatte, der machte gute Geschäfte. Ich konnte damals von der Genossenschaft Würenlos einige Säcke Zucker kaufen, als der Preis desselben schon 18 Franken pro 100 Kilo höher war. Ich holte sie sofort ab. Eine Stunde später waren auch sie orientiert, und ich hätte keinen mehr erhalten. Dann kam es immer besser. Der Winter kam und mit ihm die Brotkarten, die Karten für Zucker, Teigwaren, Haferprodukte, Butter, Käse und Milch. Das war keine schöne Zeit für Kolonialwarenhändler. Wir hatten immer noch einen schönen Überschuss, wenn wir die Monatsrechnung abgeschlossen hatten. Wir konnten dann an Hand der Karten wieder ein neues Quantum bestellen, so dass wir nie ausverkauft waren und immer einen kleinen Vorrat von jeder Sorte hatten. Unser Nachbar, die landwirtschaftliche Genossenschaft, konnte das nicht sagen. Es kam viel vor, dass sie 2 Wochen warten mussten bis frische Ware kam, oder dann hatten sie wieder verdorbene Teigwaren. Käse hatten sie nie so guten wie wir, und vielmals hatten sie gar keinen. Da waren wir besser dran. Teigwaren hatten wir immer gute, und Käse konnten wir immer etwa 80 bis 90 Kilogramm erhalten, da wir immer mehr Karten erhielten, je besser die Qualität war. Mit dem Zucker war es ebenso. Ich hatte immer 80 bis 100 Kilo mehr, als ich nach den Karten haben sollte. Da konnte ich schon hie und da ein Kilo ohne Karten abgeben. Wir kamen so ziemlich gut weg bei diesem Wirrwarr. Aber Arbeit gab es genug, und es war nur recht, als eine neue Verordnung über den Ladenschluss erfolgte, infolgedessen die Läden abends 7 Uhr geschlossen werden mussten. Da hatte man doch 2 Stunden früher Feierabend.

So ging der Winter ziemlich gut vorüber, und wir ahnten an der Fasnacht nicht, was für ein grosses Leid uns noch, bevor es Frühling wurde, treffen sollte. Anfangs März traf plötzlich ein Bericht von Regensdorf ein, dass unserem Sohn Adolf, der in Regensdorf ein schönes Geschäft für Malerei betrieb, ein Unfall zugestossen sei. Er war nämlich am ersten Montag im März an der Arbeit einen Schlitten voll Holz aus dem Berg nach Hause zu bringen. Da schlug ihm die Stange des Schlittens beim Übersetzen eines kleinen Grabens so heftig in die Magengegend, dass ein Bruch der Magenwand erfolgte, der die sofortige Überführung in den Kantonsspital nötig machte. Er wurde sofort operiert, und es schien alles gut geraten zu sein, wie die Ärzte meinten. Da auf einmal wurde es schlimmer. Es war Brand eingetreten, und ehe wir eine Ahnung hatten, starb er am 8. März 1915 im besten Alter von 36 Jahren. Das war ein schwerer Schlag für uns wie für seine Frau und Kinder, die noch im schulpflichtigen Alter waren. An seinem Todestag musste sein Bataillon wieder zum Grenzdienst einrücken, und er lag nun tot im Spital. Seine Liebenswürdigkeit und alle Zeit zur Hilfe bereit, sowie seine grosse Geschicklichkeit in seinem Beruf und sein friedliches



Adolf Schlatter, Malermeister, 1879–1915. Beim Beschriften von Grabkreuzen im Friedhofsgebäude Otelfingen

Wesen überhaupt, hatten zur Folge, dass er eine Menge Freunde und Bekannte hatte, die alle um ihn trauerten. An seinem Beerdigungstag, dem 11. März, waren alle von nah und fern herbei geeilt, um ihm das Geleit zur letzten Ruhestatt zu geben. Noch nie hatte Regensdorf eine solche grosse Trauerversammlung gesehen.

Nun wartete mir auch noch eine Arbeit. Es war nämlich noch angefangene Arbeit vorhanden und solche, die ganz gut von seiner Frau und mir ausgeführt werden konnte. Ich bin eine Zeitlang fast alle Tage nach Regensdorf gefahren (es war gut, dass ich Velo fahren konnte) und half wo ich konnte. Auch in der Werkstatt musste doch alles inventiert werden. Es war viel Vorrat an Farbwaren und Werkzeug vorhanden. Bis die Kinder aus der Schule waren, war es schon etwas schwer für die Mutter sich durchzuschlagen, aber es war auch noch etwas da. Ein grosses Stück Ackerfeld an der Strasse zur Station, auf dem er ein eigenes Heim errichten wollte und noch einige Tausend Franken auf der Bank als Fürsorge für die Kinder.

Wir waren daheim nun auch wieder allein, denn Marie musste nach Bern zu ihrer Schwester Bertha. Sie hatten so viel Arbeit zu bewältigen, dass sie es nicht allein machen konnten. Weil das Möbelmagazin ziemlich weit von der

Wohnung entfernt war, so musste doch immer jemand da sein. Weil das Geschäft immer besser ging und auch die Werkstatt zu klein wurde, mussten sie sich entschliessen ein eigenes Haus zu kaufen. Die Gelegenheit war günstig, und sie konnten eines kaufen, das ihren Wünschen entsprach und noch sehr billig war.

Da nun der Krieg bald seinem Ende entgegen ging, hatten wir es auch besser mit dem Laden. Die Karten wurden nach und nach abgeschafft und der Handel wieder freigegeben. Das Geschäft ging wieder besser. Otto war immer in Deutschland, bald da, bald wieder an einem anderen Ort. Er war ein guter Arbeiter und Monteur und hatte eine gute Stelle, immer bei der gleichen Firma in Nürnberg. Aber Glück und Glas, wie bald bricht das. Er lernte auf seinen Reisen ein Frauenzimmer kennen, das ihm zum Verhängnis wurde. Dieselbe brachte es fertig, dass er sie am 3. April 1918 heiratete, ein rechter Aprilnarr! Sie war eine geborene Anna Flöter von Langenwalden in Schlesien. Sie war schon einmal verheiratet, und der Mann hat sich wieder von ihr scheiden lassen. Sie hatte so recht das Zeug zur Hochstaplerin zu werden. Flott leben und nur geniessen und nicht arbeiten, das war ihr Leben. Aber dazu braucht es Geld, und es war ihr gleichgültig woher es kam, wenn sie nur immer solches hatte. Ihre Eltern in Schlesien hatte sie um Hab und Gut gebracht, und nun wollte sie das gleiche an uns probieren. Da musste nun ihr Mann dazu helfen, denn sie hatte ihn so fest in den Klauen, dass er ihr gegenüber ohnmächtig war und alles tun musste, was sie wollte. Es kam soweit, dass er uns etwa 5000 Franken abschwindeln konnte. Dieses Geld hat sie ganz allein aufgebraucht, ohne dass ihr Mann das geringste davon spürte. Sie hat ihm allerhand vorgeschwatzt und gelogen, und er musste es ihr glauben. Sie wollten dann immer noch mehr von uns, aber mussten allemal wieder leer abziehen, und ich verbot ihnen jemals wieder unser Haus zu betreten. Wo sie sich aufhalten, wissen wir nicht. Der Leser kann sich schon denken, dass wir in unserem Leben auch nicht von Kummer und Sorgen verschont geblieben sind. Wir haben unseren Teil tragen müssen. Wie schwer wir darunter litten, das wissen nur wir. Aber es geht alles vorüber, und die Zeit ist ein gutes Heilmittel, besonders wenn man viel Beschäftigung hat. Der beste Trost in der Zeit der Trübsal ist die Arbeit. Drum heisst es nicht umsonst in der Bibel: Bete und arbeite.

Der Sommer 1918 war vorüber, und mit dem Herbst kam das Ende des grossen Krieges, der nun schon 4 Jahre gedauert hatte und Not und Elend über die ganze Erde gebracht hatte. Man hoffte, mit dem Friedensschluss werden wieder bessere Zeiten kommen, aber die Hoffnung sollte nicht in Erfüllung gehen, wie wir später noch sehen werden.

Am 14. Dezember 1918 verehelichte sich unsere jüngste Tochter Marie, die immer noch in Bern war, mit Fritz Marti in Bern. Seine Eltern hatten eine grosse Schmiede und Wagnerei, und Fritz war Schmied.

Krankheit und Hausverkauf

Nun waren wir ganz allein auf uns selber angewiesen und der Laden unsere einzige Beschäftigung. Ich hatte an dem grossen Haus immer etwas zu reparieren oder im Garten etwas zu verbessern. In diesem Winter wurde ich von einer kuriosen Krankheit befallen. Es war weniger eine körperliche, es war eine seelische Krankheit, was viel ärger und gefährlicher ist. Eine grosse Angst überfiel mich und liess mir Tag und Nacht keine Ruhe. Es kam so weit, dass ich mit dem Gedanken vertraut wurde, wie ich es anstellen könnte, dass ich sterben könnte, ohne dass es jemand merkte. Tausend Pläne hatte ich entworfen, und keiner konnte ausgeführt werden. Wenn ich nicht noch meine liebe Frau gehabt hätte und mich der Gedanke an sie nicht immer wieder etwas aufgerichtet hätte, so lebte ich nicht mehr. Mit ihr konnte ich mich aussprechen, und es war mir nie so wohl, als wenn wir über meinen baldigen Tod und über alles das miteinander redeten, was nach meinem Tod zu geschehen hätte und wie alles gemacht werden müsste. Ich sagte ihr sogar, wo sie mich hinlegen müssten, sofort nach dem Sterben. Überhaupt wundert es mich jetzt noch, wie wir zwei so ruhig und gelassen von solchen Sachen reden konnten. Aber wie ich allein war, kam die Angst wieder über mich. Ich möchte so etwas keinem Menschen gönnen, denn das ist das Schrecklichste, was über einen Menschen kommen kann. Das grosse Haus lag mir schwer auf dem Herzen, immer träumte ich von grossen Schäden und nötigen Reparaturen daran. Wenn es schon nicht der Fall war, es durfte niemand etwas davon sagen, wenn am Haus etwas fehlte, sonst hätte ich Tag und Nacht keine Ruhe mehr gehabt. So ging es bis im Sommer 1919. Bald war es besser und nachher wieder desto schlimmer.

Im Frühjahr schon hatten wir uns entschlossen, unser Haus zu verkaufen und den Verkauf einem Agenten zu übergeben gegen eine Provision von 1 % der Kaufsumme. Ich dachte mir, wenn ich sterben würde, so wäre es für meine Frau besser, es wäre dann alles geordnet und dafür gesorgt, dass sie nachher im schlimmsten Fall keinen Mangel leiden müsste. Dann hätte ich ruhig sterben können. Aber wie es schien, war meine Zeit noch nicht gekommen, und ich sollte wieder ganz gesund werden. Bis im Sommer wollte sich kein Käufer zeigen, und wir glaubten schon, dass wir nicht verkaufen könnten, weil einer schon ziemlich bares Geld haben musste. Da auf einmal kam einer und hat sich die Sache angesehen, und dann kam er noch einmal mit seiner Frau, und derselben gefiel es gut, besonders der Laden und der Garten vor dem Hause. Ich verlangte ihnen 4500 Franken für das Ganze und 7500 Franken für das Inventar, und als sie sahen, dass ich an dem Preis unbedingt festhielt, so kam der Kauf ungeahnt am 13. August 1919 zustande. Es wurde alles im Stillen abgemacht, niemand wusste davon. Am 18. August wurde die Fertigung vorgenommen und der Antritt auf den 1. September festgesetzt. Der Käufer R. Dietter – Erni, wohnhaft gewesen in Meilen, musste 10 000 Franken bar bezahlen, für den Rest von 2000

Franken wurde ein Schuldbrief errichtet. Ich war in dieser Zeit soweit hergestellt, dass ich wieder arbeiten konnte, und merkwürdigerweise schwand auch das Angstgefühl und hörte nach dem Verkauf des Hauses ganz auf.

Nun gab es aber Arbeit genug, denn in 14 Tagen mussten wir die Wohnung räumen und ausziehen. Es war gut, dass wir noch eine leere Wohnung im Hause hatten, sonst hätten wir nicht gewusst wohin. Wir schafften nun unser Mobiliar hinauf in diese Wohnung, und alles entbehrliche wurde verkauft. Als der neue Besitzer eingezogen war, musste noch der Laden inventiert werden, was auch einige Tage erforderte, und dann musste der neue Besitzer die vorhandenen Waren zum Ankaufspreis übernehmen. Wir hatten ihm versprochen, weil er beim Kauf nicht abmarkten konnte, wir würden ihm dann am Inventar etwas ablassen, was wir dann auch taten. Das Inventar machte 8000 Franken aus, und wir haben dann mit 6000 Franken abgemacht. Es war doch noch viel Kriegsware dabei. So war nun alles abgemacht, und wir waren nun ganz allein in der kleinen Wohnung, wo es uns sehr gut gefiel. Wir hatten noch ein Stück Garten für Gemüse, das war alles. Wir glaubten schon, wir hätten jetzt gar nichts mehr zu tun und es würde uns langweilig werden. Aber das war nur am Anfang. Es gefiel uns ganz gut so allein zu sein, und zu arbeiten gab es auch genug. In der Werkstatt gab es allerlei zu machen, oder ich ging in den Wald und brachte einen Haufen Holz heim. Meine Frau hatte fast immer für andere Leute zu nähen. Auch bearbeiteten wir den Sommer über ein kleines Stück Reben und einen Acker mit Kartoffeln, so dass wir immer etwas Abwechslung hatten.

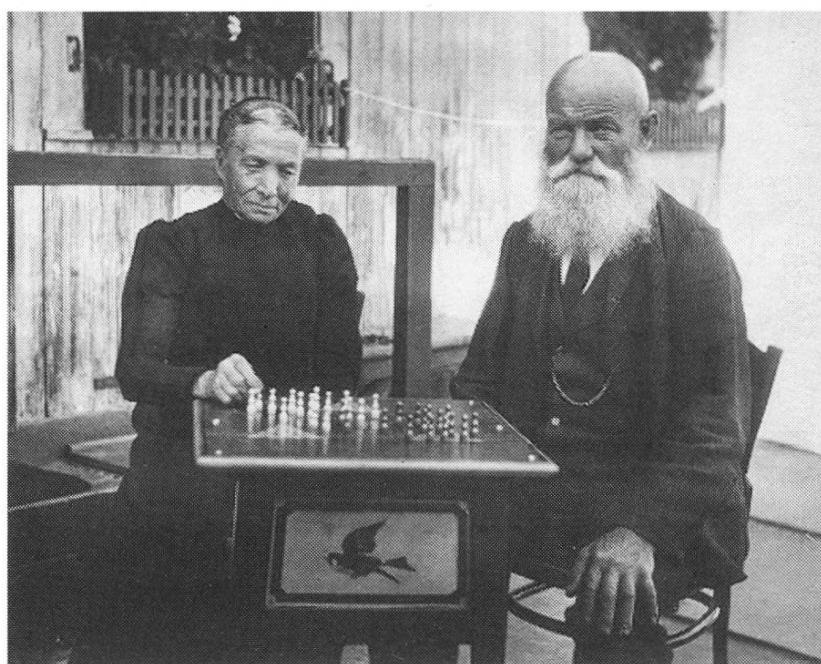
Im Sommer 1920 machten wir 4 Wochen Ferien, die wir bei unseren Kindern in Bern zubrachten. Es gefiel uns dort sehr gut. Wir machten hie und da Ausflüge in die Umgebung der Stadt, gingen auf den Wochenmarkt, der wohl in keiner Stadt so gross und so vielfältig, sich abspielt wie hier in Bern. Auf dem grossen Platz vor dem Bundeshaus ist der Gemüsemarkt, daneben ist der Chachelimärit, dann weiter hinten in einer breiten Allee sind Verkaufsstände für Tuchwaren, Bändel, Spitzen und Merçeriewaren. Etwa 30 Stände sind für die Metzger vom Lande und aus der Stadt, welche ihre guten Würste von allen möglichen Arten, Speck, Rippli, geräuchert und frisch feilbieten. Hammeschnitz kann man da kaufen in beliebigen Portionen, Kaninchen, Hasen, Geflügel, Gitzi, kurz, alles was man nur will, fertig zum Kochen und sauber und appetitlich. Dann kommt wieder Heu- und Strohmarkt, der Holzmarkt, aller Arten landwirtschaftlicher Maschinen, Eisenwaren, Käse, Ziger und ganze Berge Butterballen. Es ist wie an einer landwirtschaftlichen Ausstellung. Auf dem Kornhausplatz wird im Sommer der Arbeitsmarkt abgehalten. Da stehen die Burschen und Meitschi beieinander, ihre notwendigsten Kleider im Nachtsack oder im Handkoffer und warten auf Arbeitsgelegenheit. Die Bauern ab dem Land sind da immer zahlreich anwesend und holen sich ihre Knechte und Mägde und im Heuet und Ernte ihre Taglöhner und fahren nachher mit ihnen auf dem Bernerwägeli heim. So etwas findet man in keiner Gegend der Schweiz als im Bernbiet. Es ist auch

keine Stadt, die an origineller Bauart Bern gleichkäme. Da kann man unter den Lauben fast in der ganzen Stadt herumlaufen, ohne bei Regenwetter nass zu werden. Als unsere Zeit gekommen war, mussten wir an unsere Heimreise denken, und man geht auch gern wieder heim an die gewohnte Beschäftigung.

Augenoperation

Im Herbst machte ich die Beobachtung, dass meine Augen immer trüber wurden, zwar nur langsam, aber alle Wochen abnehmend. Herr Dr. Adolf Gut hatte die Augen mehrmals untersucht, und er sagte, ich müsse halt warten, bis die Sache reif sei. Es gebe wahrscheinlich den Star, das sei wieder zu heilen. Als dann in der Folge meine Augen immer trüber und trüber wurden und ich in der Nähe bald nichts mehr sehen konnte, da wurde es mir bald angst und bange. Ich musste immer denken, wie einsam und freudlos es wäre, wenn ich blind werden müsste. Es war eine schwere Zeit für mich, wenn ich auf der Strasse den Leuten begegnete und dieselben nicht mehr erkennen konnte. Ich konnte nicht mehr sehen und schreiben. Meine liebe Frau war so gut mit mir. Sie las mir jedes Mal, wenn der Wehntaler oder das Appenzeller Sonntagsblatt kam, dieselben vor, so dass ich wenigstens noch einen Genuss hatte. Arbeiten konnte ich immer noch etwas, und das konnte mich noch ein wenig trösten. Dr. Gut sagte mir, jetzt sei die Sache so weit, dass ich mich bald einer Operation unterziehen müsste. Dann werde ich sicher wieder zum Sehen kommen.

Es war im Frühjahr 1921, als die Grossmutter im Restaurant Bahnhof sich ins Bett legen musste und am 3. April 1921 starb. Da wurde dort eine Wohnung leer, und wir mussten uns entschliessen, ob wir unser altes Heim im Dorf verlassen und zu unseren Leuten im Bahnhof ziehen sollten. Wir entschlossen uns für den Wegzug, und so mussten wir auf den 1. Mai 1922 nochmals zügeln. Wir hatten eine ganze Woche zu tun bis alles fertig war. Es gefiel uns im neuen Heim sehr gut, und wir hatten gar keine Langeweile nach dem Dorf.



Ehepaar Jacob und
Berta Schlatter-Meier
Aufnahme 1921

Nun brachte mir Dr. Gut an einem Abend die Nachricht, dass ich morgens in die Augenklinik gehen könne. Es sei gerade ein Platz frei. Es war am 16. Mai, als ich morgens um 10 Uhr dahin kam. Ich meldete mich bei der Oberschwester, es wurde mein Name ins Buch eingetragen, und ich musste 50 Franken zum voraus zahlen. Dann wurde mir im Starzimmer ein Bett angewiesen, ich musste im Badezimmer baden, und damit war ich einlogiert. Das Essen wurde im grossen Speisesaal eingenommen und zwar am Morgen um 7 Uhr Kaffee, Milch und Brot, 9 Uhr Suppe oder Milch und Brot, 12 Uhr Suppe, Fleisch und Gemüse, 3 Uhr Kaffee, Milch und Brot und dann um 6 Uhr Suppe und etwas Fleisch. Wer mehr als 60 Jahre alt war, erhielt 3 Deziliter Wein. Um 8 Uhr mussten alle ins Bett, und am Morgen, punkt 5 Uhr, war Visite vom Doktor. Das war die Hausordnung. Am 18. Mai abends sagte mir die Schwester, der Doktor werde kommen und mich für die am nächsten Tage stattfindende Operation vorbereiten. Ich musste ins Operationszimmer, wo er mir zuerst die Haare ob den Augen abrasierte. Dann musste die Schwester eine Schale unter meine Nase halten. Nun wurde eine lange Nadel vom Augenwinkel durch den Tränenkanal bis in die Nase hinabgestossen und dann Wasser eingespritzt, bis es zur Nase hinausfloss. Das war alles, und ich konnte wieder gehen. Geschlafen habe ich dieselbe Nacht nicht am besten, aber ich war froh, dass ich morgens schon dran musste. Am 19. Mai, morgens halb 11 Uhr, musste ich mich ins Bett legen, und dann kam die Schwester Anna und tropfte mir alle 5 Minuten etwas ins Auge. Um 12 Uhr wurde die Türe zum Operationszimmer aufgemacht und ich samt dem Bett hineingeschoben. Diese Fahrt machte mir schon ein wenig Herzklöpfen. Nun wurde das Auge mit Benzin ausgewaschen und unempfindlich gemacht. Dann ging die Operation los. In 20 Minuten war auch das überstanden. Dann fuhr das Bett wieder retour ins Zimmer. Da lag ich, die Augen verbunden und nun hiess es 3 Tage und 3 Nächte ganz ruhig liegen, den Kopf nicht bewegen. Zu essen gab es nichts, nur Milch oder Fleischbrühe, die man mit einem Röhrchen trinken musste. Dazu durfte man nicht einmal den Kopf zur Seite drehen. Bis am Abend hatte ich ziemlich Schmerzen, aber sie hörten dann langsam auf, und ich konnte die erste Nacht ordentlich schlafen. Die Schwester kam in der Nacht manchmal und fragte, wie es gehe und ob ich Milch trinken wolle. Ich machte aber keine unnötige Mühe und begehrte nichts. So gingen die 3 Tage auch zu Ende, und als der Doktor kam, um Visite zu machen, hiess es, wir können jetzt aufstehen (es waren unser drei Operierte). Aber die Schwester musste uns die Strümpfe und Hosen anziehen, weil wir uns noch nicht frei bewegen durften. So konnte ich etwa 2 Stunden in einem Lesestuhl sitzen, mit verbundenen Augen und dann wieder ins Bett. Als die 10 Tage herum waren, durfte ich wieder im Saal essen und den Tag über bei den anderen Patienten bleiben. Auch durfte ich jetzt Besuch empfangen. Ich hatte nie Langeweile, aber ich war froh, als es eines Morgens bei der Visite hiess, ich könne morgen heim für etwa 4 Wochen. Nachher komme das andere Auge dran. Es war am 15. Juni, nach 4-wöchigem Aufenthalt in der Klinik, als ich endlich wieder heimkam. Sehen konnte ich noch nicht viel, ich musste mich noch eine Zeitlang darin

schicken. Am 18. Juli musste ich zur zweiten Operation einrücken. Ich hatte mich schon lange darauf gefreut, denn ich hatte keine Angst vor der Operation.

Aber ich hatte eine grosse Sehnsucht nach dem, was nachher erfolgen sollte, wenn ich die zweite Operation glücklich überstanden hatte, und ich das schöne Tageslicht, die schöne Natur und die Meinigen daheim wiedersehen könnte, die ich schon so lange nur noch am Ton der Stimme erkannte. Schon am nächsten Tag, am 19. Juli wurde ich am andern Auge operiert, und es ging alles gut vorbei, über Erwarten gut. Die 10 Tage im Starzimmer waren bald vorüber, und nachher ging es so schnell, dass ich am 9. August als geheilt entlassen werden konnte. Ich bekam ein Rezept für 2 Brillen, die ich bei Optiker Berling am Limmatquai verfertigen liess. Sie kosteten 46 Franken. Ich musste aber noch 4 Wochen warten, bis ich dieselben erhalten konnte. Bis dahin konnte ich nur wenig sehen. Ich konnte kaum den Weg sehen, umso grösser war die Freude, als mir die Post die Brillen brachte und ich sie probierte. Das war eine Pracht und eine Helle, ich konnte mich kaum fassen vor Freude, und lesen konnte ich so gut wieder wie früher. Ich meinte, ich hätte noch nie so gut gesehen wie jetzt. Jetzt war es wieder eine Freude zu leben, da ich nun wieder arbeiten konnte. Ich musste mich zuerst wieder an alles gewöhnen. Die Leute kamen mir ganz anders vor als vorher. Ich musste mich wieder an ihre Gesichter gewöhnen, die mir ganz fremd vorkamen, weil ich sie vorher nur an der Stimme hatte erkennen können, ohne ihre Gesichter zu sehen. Die ganze Geschichte kostete ungefähr 250 Franken, eine Kleinigkeit, wenn man dafür das Augenlicht wieder erhält. Ich musste noch einige Male in die Klinik zur Inspektion, und die Ärzte erklärten, die Augen seien über Erwarten gut. Dann besuchte ich allemal die lieben Schwestern, die mich so gut gepflegt hatten und die so gut mit mir waren.

Die Zeit ging mir jetzt viel schneller herum als vorher. Ich konnte jetzt die Zeitung lesen und dann dort hingehen, wo ich wollte. Im Winter war es nicht mehr so langweilig. Im Frühjahr 1923 konnte ich die Arbeiten im Feld und in den Reben wieder ausführen wie vorher. Im Sommer mussten wir wieder einmal zu unseren Kindern nach Bern in die Ferien, wo wir alle gesund und munter antrafen. Schon die Eisenbahnfahrt machte mir Freude, weil ich bei allen Stationen meine Beobachtungen machte, was für Leute ein- und ausstiegen. Überhaupt interessierte ich mich für alles, was so vorkommt bei einer solchen Fahrt. Darum fahren wir auch nie mit dem Schnellzug. Das geht uns zu schnell und kostet zudem noch 4 Franken Zuschlag für 2 Personen. Für das kann man schon riskieren, 1 ½ Stunden später in Bern einzutreffen. Wir kamen gerade recht, denn sie waren gerade am Bauen. Die Werkstatt wurde umgeändert, und es wurde soeben das Dach gedeckt. Wir konnten noch helfen die Ziegel hinauf zu reichen. Am Sonntagnachmittag machten wir einen Ausflug per Auto nach Thun und nach Gunten am Thunersee. Es war eine schöne Fahrt durch das Gürbetal nach Wabern. In Belp, wo die Strasse in ziemlicher Höhe sich um den Berg zieht, hat man eine prächtige Aussicht in die Berge und über die Dörfer um

Thun herum. Wir fuhren am Flugplatz in Thun vorbei und machten da einen Halt, denn es machten einige Flieger ihre Übungen und warfen kleine Bomben ab, die dann mit grossem Knall platzten. Nun gings durch das Städtchen, am Schloss Thun vorbei und dem prächtigen See entlang nach dem etwa 2 Stunden entfernten Oberhofen, wo wir in einem grossen Restaurant hoch über dem See das Abendessen einnahmen und zugleich die wundervolle Aussicht auf den See und die Alpen geniessen konnten. Uns gegenüber erhob sich der Niesen, weiter westlich das Dorf Spiez mit dem alten Schloss und weiter oben der Bahnhof der Lötschbergbahn. Gegen Interlaken zu hatte man eine prächtige Aussicht auf die Schneeberge. Jungfrau, Eiger und Wetterhorn schienen uns ganz nahe zu sein. Ich und meine liebe Ehehälfté hatten da noch keine Ahnung, dass wir schon in 14 Tagen diese Riesen mit den Händen greifen konnten. Über den See gegen die kleine Scheidegg zog sich am Abend ein Gewitter mit gewaltigem Donnern und Blitzen. Es war aber in einer halben Stunde schon wieder vorbei, und die Sonne vergoldete die Gletscher und Schneefelder der Jungfrau und des Wetterhorns, so dass wir uns nicht satt sehen konnten. Nun gings wieder heimwärts, diesmal aber einen anderen Weg. Über Wichtrach gegen Ostermundigen zu und über Muri den Muristalden hinab zum Bärengraben, über die Nydeckbrücke in die Stadt hinauf und hinab zum Eigerplatz.

Die Woche hindurch war ich immer ein wenig beschäftigt. Wenn man baut, so kann man nie müssig sein, denn es gibt immer genug Arbeit mit Aufräumen von Schutt, Holz und dergleichen mehr. Dann gingen wir auch wieder auf den Markt oder sonst in die Stadt. Am Sonntag machten wir einen Ausflug auf den Gurten, einem vielbesuchten Aussichtspunkt mit grossem Restaurant, ungefähr wie der Uetliberg bei Zürich. Es führt von Wabern eine Drahtseilbahn hinauf. Man hat da eine wundervolle Aussicht auf die Stadt Bern und weiterhin über das Berner Mittelland, im Osten die Jungfrau, Mönch, Eiger und Wetterhorn. Nachdem wir das Abendessen eingenommen hatten, machten wir uns wieder auf den Heimweg, und wir hatten auf der Südseite einen bequemen Weg, bis wir wieder in der Stadt waren.

Eine Reise ins Berner Oberland

Am Montag mussten wir uns parat machen zur Reise ins Berner Oberland. Wilhelm hatte am Nachmittag die Billete für die Bahnfahrt geholt. Dann wurde noch Proviant eingepackt und alles parat gemacht für die zweitägige Reise. Morgens 6 1/2 Uhr waren wir schon am Bahnhof, unserer 4 Personen. Mit dem elektrischen Lötschbergzug fuhren wir nach Thun, Spiez bis Interlaken, dann mit dem Bähnli nach Lauterbrunnen, wo wir um 9 1/2 Uhr ankamen. Wir waren nicht allein. Es wimmelte von Fremden, man hörte nichts als französisch und englisch reden. Fuhrwerke und Autos fuhren, immer bis auf den letzten Platz gefüllt hin und her, meistens nach der Lütschinenschlucht, etwa eine halbe Stunde von Lauterbrunnen entfernt. Die Lütschine, die von einem Gletscher gespiesen wird, bildet im Innern des Berges mehrere Wasserfälle, welche elektrisch beleuchtet sind. Mit einem Personenaufzug kann man bis zum obersten Fall hinauffahren. Da sieht man, wie der Bach unter dem Gletscher hervorkommt und in die Tiefe stürzt. An einem sonnigen Plätzchen nahmen wir von unserem Proviant ein kleines Mittagessen ein. Es war gerade dem Staubbach gegenüber, der von Mürren herkommt und über eine über 100 Meter hohe Felswand stürzt. Bis das Wasser hinunterkommt, ist es nur noch wie Regen. In einer Wirtschaft tranken wir noch eins, und um 2 1/2 Uhr gings mit der Bahn nach Wengernalp und auf die Scheidegg. Es war eine prachtvolle Fahrt, so langsam den Berg hinauf zu fahren und die schöne Aussicht zu geniessen. Je höher wir kamen, desto schöner wurde es. Auf der andern Seite, ob Lauterbrunnen, liegt auf einem Vorsprung Mürren mit seinen Hotels, wie wenn es auf dem Felsen gewachsen wäre. Unten geht es einige hundert Meter senkrecht ins Tal hinab. Jetzt kam die Station Wengen. Alles voll Hotels und Pensionen und Restaurants. Bald erreichten wir die Station Scheidegg, wo wir 2 Stunden Aufenthalt hatten. Da ist die Station der Jungfraubahn. Wir steigen noch hinauf bis an den Eiger-gletscher, wo wir die Jungfrau und den Eiger in nächster Nähe betrachten konnten. So schön und grossartig hatte ich mir diesen Anblick nicht vorgestellt. Ich konnte gar nicht mehr aufhören. Es kam ein Gewitter gegen die Scheidegg gezogen, und wir machten uns auf den Rückweg und kamen gerade zur rechten Zeit zur Station, wo wir im Wartsaal der Jungfraubahn unterstanden bis das Wetter vorüber war. Um 5 Uhr fuhren wir nach Grindelwald, der Endstation der Scheideggbahn. Hier übernachteten wir, um am Morgen den oberen Grindelwaldgletscher zu besichtigen.

Sobald wir am Morgen das Frühstück beendigt hatten, machten wir uns auf den Weg nach dem eine halbe Stunde entfernten Wetterhorn, an dessen Fuss der obere Grindelwaldgletscher liegt. Dicht dabei ist der Wetterhorn-Aufzug, wo man in fliegenden Kabinen, die an dicken Drahtseilen laufen, auf das Wetterhorn fahren kann. Ich hätte aber nicht fahren mögen. Nun gings zum Gletscher, der wieder um etwa 60 Meter gewachsen ist. Man sieht, wie er die

grossen Eisblöcke, so gross wie Häuser, weit vorwärts gestossen hat. Der Gletscher ist etwa 20 Meter hoch, alles schönes, grünes Eis und unten fliest ein grosser Bach wie aus einem Tunnel heraus. Im Eis ist eine Grotte ausgehauen, etwa 2 ½ Meter hoch und 50 Meter lang und inwendig beleuchtet. Das Eis ist überall ganz grün. Etwa 100 Meter über dem Gletscher ist ein Restaurant, zu dem sind wir auch noch hinaufgestiegen und von da den Wald hinunter nach dem unteren Gletscher gewandert. Auf dem Wege kamen wir an einer Lawine vorbei, die im Frühjahr da herabgekommen war. Der Schneehaufen war noch 4 bis 5 Meter hoch, und der Weg, den sie gemacht hatte, sah nicht schön aus. Schöne Tannen, in der Höhe von 2 Metern abgebrochen und alles vernichtet, was im Weg war. Nach 2 Stunden kamen wir bei der Schlucht an. Diese Schlucht ist etwa 600 Meter lang und nichts als Felsen, vom Wasser ausgefressen. Unten der Fluss und oben die Felsen, etwa 200 Meter hoch und ganz nahe beieinander. Da ist dem Felsen nach ein Fussweg gemacht aus Eisen und Holz, so dass man durch die ganze Schlucht bis an den Gletscher kommen kann. Aber kalt ist es dahinten, so dass man fast friert. Am Nachmittag um 3 Uhr fuhren wir von Grindelwald ab nach Interlaken, wo wir eine Stunde Aufenthalt hatten. Mit dem Schiff gings den See hinab nach Thun, dann per Bahn wieder nach Bern. Es war eine schöne Reise, und ich sah die schönen Berge und Schneefelder noch lange nachher vor mir.

Nun war unsere Ferienzeit zu Ende, denn daheim erwartet uns auch wieder Arbeit im Feld und in den Reben. Wir blieben noch einige Tage, und dann nahmen wir Abschied von unseren lieben Kindern. Wir waren am Abend um halb sechs Uhr wieder daheim.

50 Ehejahre

Im Nachsommer wurden die nötigen Arbeiten im Acker und in den Reben gemacht und nachher dann die Kartoffeln ausgegraben, deren es über Erwarten viel gab. Auch die Reben gaben einen schönen Ertrag, alles schöne, gesunde Ware. Im Spätherbst gab es wieder ein wenig Abwechslung in unserer Umgebung. Die Gemeinde liess nämlich eine neue Strasse bauen als Fortsetzung der Dorfstrasse nach dem Bahnhof. Beim Höfli und auch bei unserem Haus wurde der Bach eingedeckt, um Platz für die Strasse zu gewinnen. Dann wurde der Bach und die Strasse geradegezogen. Es war eine Arbeit, die schon lange notwendig gewesen wäre, wenn nicht gewisse Leute immer dagegen gearbeitet hätten. Ein Teil verstand es nicht besser, und der andere handelte aus Neid und Missgunst. Es gibt eben immer Leute, die es nicht leiden können, wenn andere durch irgend etwas einen Vorteil erhalten könnten, den sie ihnen nicht gönnen mögen.

Im Sommer 1925 mussten wir unsere Ferien wieder bei unseren Kindern in Bern zubringen. Sie wollten es durchaus so haben. Sie hatten uns schon auf Weihnachten eine Einladungskarte geschickt. Darauf stand geschrieben: Freikarte zum Ferienaufenthalt in Bern, gültig für 4 Wochen. Im Frühjahr bekam ich am rechten Fuss oben eine kleine, wunde Stelle. Ich beachtete sie



J. Schlatter vor dem selbstgebauten Modellhaus im Garten des Restaurant Bahnhof
Aufnahme um 1925

nicht viel, aber immer wurde es grösser und färbte sich rot. Immer mehr, bis dass der untere Teil des Beines bis halb ans Knie ganz rot war. Dann waren 3 bis 4 Stellen, wo es offen wurde und zu fliessen anfing. Ich machte Lehmbäder, aber es wurde nicht besser. Schmerzen hatte ich keine und laufen konnte ich so gut wie vorher, und wir konnten also doch nach Bern in die Ferien reisen.

Wir hatten im Sinne etwa 14 Tage zu bleiben und hatten keine Ahnung, dass wir erst in 4 Wochen nach Hause zurückkehren würden. Unsere Sohnesfrau Seline von Regensdorf hätte schon lange gern einen Besuch in Bern gemacht. Aber sie mochte nicht gern allein reisen, und nun passte es ihr gerade mit uns die Reise zu machen. Sie blieb dann 10 Tage, und wir machten einige vergnügte Autofahrten miteinander, besuchten die Stadt und Umgebung, den Bärengraben, das Museum und die schönen aussichtsreichen Promenaden und prächtigen Alleen. Am Sonntag ging es auf den Gurten, einen im Süden der Stadt gelegenen Berg, ungefähr wie der Üetliberg in Zürich. Bis zu halben Höhe ist er mit schönen Villen bebaut, die meisten im Bernerstil. In einer Stunde ist man oben beim Hotel. Von Wabern aus, bis dahin fährt das städtische Tram, führt eine elektrische Drahtseilbahn bis zum Hotel Gurten. Die Aussicht ist prächtig. Da liegt die ganze Gegend bis weit gegen Burgdorf, bis nach Thun und gegen das Seeland und den Jura offen vor uns. Unter uns ist die Stadt mit dem Bundespalast, dem Häusermeer und den vielen Kirchen. Vorallem das Münster mit dem gewaltigen, schönen Turm, dann die neuen Stadtteile, das Kirchenfeld im Osten, mit der Stadt durch eine imposante 50 Meter hohe Brücke verbunden, gegen Norden die Kornhausbrücke, die Eisenbahnbrücke und beim Bärengraben die alte und die neue Nydeckbrücke. Als ich einmal auf dieser alten Brücke gestanden bin, dachte ich, wie es wohl vor 200 Jahren dem Anführer im Bauernkrieg, Niklaus Leuenberger, zu Mute gewesen sei, als er vom alten Rathaus über die Nydeckbrücke zum Aargauerstalden geführt und dort durch den Scharfrichter enthauptet wurde.

Mit meinem kranken Bein wollte es nicht besser werden. Vom Knöchel bis halb ans Knie war es ganz rot. Wir gingen zu Dr. Nizon, einem Naturarzt, und der gab mir ein Paket Kräuter zum Baden und eine Flasche zum Einnehmen. Ich musste Suppe von allerlei Gartenkräutern essen. Alle Morgen und abends 20 Minuten baden. Es verging wieder 1 Woche, aber es wurde nicht besser. Nach 14 Tagen gingen wir wieder zu dem Arzt. Ich musste wieder mit dem gleichen fortfahren, aber wieder ging eine Woche vorbei, ohne dass es viel besser wurde. Es war nur gut, dass ich keine Schmerzen hatte und noch gut laufen konnte. Jetzt waren bald 4 Wochen verstrichen, und wir mussten ans Heimgehen denken. Wir konnten nicht auf Besserung warten. Auch hatten wir daheim wieder viel Arbeit, die doch auf uns warte, die Reben, der Garten und der Kartoffelacker. 2 Tage vor unserer Abreise machen wir noch einen Spaziergang auf die grosse Schanze, Begass, unser treuer Pudel begleitete uns. Er ahnte nicht, dass es sein letzter Gang war. Wilhelm und Bertha wollten ihn nämlich ab-

schaffen, weil er schon ziemlich alt war, aber sie hätten es nicht selber machen können. So nahmen wir ihn mit und lieferten ihn im Tierspital ab, wo ihn ein Wärter in Empfang nahm und ihm eine Schussmaske auf den Kopf hielt. Ein leichter Schlag mit dem Hammer, ein Knall und Begass streckte sich und war tot. Es kostete 2 Franken, und wir mussten unterschreiben und die Adresse angeben.

Am 15. August fuhren wir 1 Uhr 25 von Bern ab, der Heimat zu. Wir kamen bis nach Olten. Da hiess es: Alles aussteigen. Wir fragten den Kondukteur warum. Er sagte, wir müssen mit dem Schnellzug nach Baden fahren. Wären wir sitzen geblieben, so wären wir eine Stunde früher heimgekommen. So mussten wir in Baden 3 Stunden warten. Dafür hatten wir in Baden einen Brudersohn von mir angetroffen. Der hatte uns erzählt, dass sein Bruder Adolf in Nürnberg an einem Herzschlag plötzlich gestorben sei. Er war kurz vorher in Zürich auf Besuch bei seinen Brüdern Emil und Karl Schlatter. Auch uns wollte er besuchen und hatte uns leider nicht angetroffen, weil wir in Bern waren. Er hätte es jetzt so schön gehabt. Er war Oberingenieur in einer grossen Maschinenfabrik in Nürnberg. Seine Frau, eine Nürnbergerin, war ihm vor 3 Jahren gestorben. Der einzige Sohn Theodor ist Ingenieur in Berlin. Da sieht man, wie weit es ein talentvoller, junger Mann bringen kann. Adolf kam als 16-jähriger zu Escher-Wyss & Comp. in Zürich in die Lehre und brachte es ohne Technikum und anderen höheren Schulen bis zur Höhe eines Ingenieurs in einer Maschinenfabrik, die 12 000 Arbeiter beschäftigt. Ein Jahr vor seinem Tod war er zum ersten technischen Leiter, zum Oberingenieur avanciert.

Doch kehren wir nun wieder zu uns zurück. Wir waren nun wieder in unserem trauten Heim in Otelfingen und konnten wieder arbeiten nach Herzenslust. Am Sonntag machten wir bei schönem Wetter weite Spaziergänge in Feld und Wald bis weit an die Lägern hinauf. Alle mal brachten wir am Abend etwas heim, einen Strauss Waldblumen, heilsame Kräuter zu Tee oder ein Quantum gute Humuserde für unsere Blumen. Wir fanden immer etwas Neues. Mit meinem Bein wollte es nicht recht bessern. Ich hörte mit dem Baden auf, und am 8. September ging ich mit meiner lieben Frau, die mich auch begleiten wollte, zu einem Spezialisten, Dr. Kälin, nach Dietikon. Der machte die Sache nicht schlimm, das werde schon wieder gut. Er machte einen Verband, und in 8 Tagen müsse ich wieder kommen. Am 19. September erhielten wir Besuch von Bern. Marie, Fritz und Rosmarie kamen per Auto und blieben einige Tage bei uns. Am Betttag machen wir dann einen Ausflug per Auto nach Bülach, Eglisau, Rafz und an den Rheinfall nach Schaffhausen. Von da nach Andelfingen, Winterthur nach Zürich, und abends 7 Uhr waren wir wieder daheim. Es war eine sehr vergnügte Fahrt. Am Montag machen wir in Regensdorf noch einen Besuch mit dem Auto, und am Dienstagabend sind sie dann wieder nach Bern gefahren. Nun ging es wieder an die Arbeit, und hie und da musste ich wieder nach Dietikon zum Arzt. Aber ich spürte nicht viel von Besserung. Am 2. März 1926 war ich wieder

beim Doktor. Er machte einen Gipsverband, ich sollte in 4 Wochen wieder kommen, sagte er. Aber am 30. März schnitt ich den Verband auf, ging nach Baden und nahm ein Bad. Nachher fand ich, das es nicht mehr nötig sei zum Doktor zu gehen und blieb daheim. Dann kam die Doktorrechung. Der Betrag machte bloss 137 Franken, ohne die Spesen.

Am 12. Oktober 1926 bekamen wir einen neuen Petrolgasherd von Herrn Haab in Ebnat-Kappel, St. Gallen. Wir hatten schon verschiedene Systeme probiert, aber keines hatte uns gefallen. Jetzt hatten wir einen, der unseren Wünschen entsprach, eine schöne blaue Flamme gab und ganz einfach und solid hergestellt war.

Im Winter 1925/26 hatten wir keinen besonders guten Winter. Nach Neujahr bekam ich die Influenza, so dass ich einige Tage im Bett liegen musste. Nach 14 Tagen, als es wieder besser war, da packte es meine Frau noch heftiger mit Husten, Asthma und Erbrechen. Es war gut, dass ich wieder gesund und munter war, wer hätte sie sonst pflegen können. Doch das ging gottlob auch wieder vorüber, und bis gegen den Frühling waren wir wieder gesund. Der Frühling wollte aber nicht kommen. Immer war es kalt und nass mit Schnee, und man wurde gar nicht fertig mit heizen. Sogar im Mai war es noch kalt.

Am 22. Mai, am Tage vor Pfingsten, waren es genau 50 Jahre seit unserer Hochzeit, und unsere Kinder in Bern hatten sich schon lange auf diesen Tag gefreut. Was wollten wir anderes machen, wir mussten wohl oder übel ein kleines Fest veranstalten. Es war ein schöner Maientag, und es war eine lustige Gesellschaft beieinander. Meine Frau und ich, wir mussten nur staunen ob den vielen, schönen Geschenken, die uns von allen Seiten zuteil wurden. Wir hätten nie gedacht, dass wir noch in unseren alten Tagen soviel Liebe und Freude erwarten dürften. Ja, wie hätten wir erwarten können, dass wir noch so viele Glückwunschtelegramme erhalten würden. An so etwas hatten wir gar nicht gedacht. Es war ein schöner Tag für uns. Am Morgen, an Pfingsten, gingen wir miteinander zur Kirche, und am Nachmittag sassen wir im Garten beieinander. Am Abend machten wir bei Mondschein einen Spaziergang nach Boppelsen ins Lägernstübli, wo wir einige Liter Wein tranken und einige gemütliche Stunden verbrachten.

Stammbaum

